

9224

XVI/86

Baltische Monatschrift.

Behnten Bandes zweites Heft.

August 1864.

Riga,

Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

1864.

Antiquaria,

zu beigefestten Preisen vorrätbig in

**N. Himmels Buch- und Antiquariatsbandlung
in Riga.**

Aus Herders Nachlass.

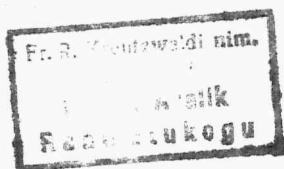
Ungedruckte Briefe von

**Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller,
Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lava-
ter, Jacobi u. And.**

3 Bde. Frankf. a. M. 1856—57. (6 Rub.) neue Exempl.

2 Rub. 25 Kop.

- Herder, J. G., Ausgewählte Werke in 1 Bde. Leg. 8°. Stuttg. 1844. M. d. Portr.
d. Verf. u. 1 Facsimile f. Handschr. (10 R.) (Eleg. Fgbbd. wie neu 7 R.
- " " Sämmtliche Werke zur schönen Literatur u. Kunst. 13 Bde. 1860—62. (4 $\frac{3}{4}$ R.)
neu 3 R. 75 K.
- " " Geist aus Herders Schriften. 6 Bde. Berlin 1826. (3 R. 75 K.) Schönes
Exemplar 2 R.
- Abrantès, Mémoires sur la restauration, ou souvenirs historiques sur cette époque,
la révolution de 1830, et les prem. années du règne de Louis Philippe.
7 vols. Brucell 1835—37. Rel. en toile 3 R. 40 K.
- d'Agincourt, Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au quatrième
siècle jusqu'à son renouvellement au seizième. 6 vols. avec 325 planches.
Fol. Paris 1823. (720 frs.) 80 R.
- Barginet, La 32 me. demibrigade. Chronique militaire du temps de la republique.
1832 50 K.
- Beaumont, G. de, L'Irlande sociale, politique et religieuse. 2 éd. 2 vols. Paris
1839. 1 R. 50 K.
- Bignon, Du congrès de Troppau. Paris 1821 50 K.
- Blackstone, W., Commentaries on the laws of England. 15 ed. 4 vols. Lon-
don 1809. half. calf, fine copy (Publ. 2 £ 2 sh. 1857) 6 R.
- Dohm, G. B. v., Denkwürdigkeiten meiner Zeit, ob. Beiträge z. Geschichte d. letzten
Viertels d. XVIII. u. d. Anfangs d. XIX. Jahrhunderts. 5 Bde. Lemgo 1815
— 1819. (13 $\frac{1}{3}$ R.) 5 R.
- Duclos, Considérations sur les moeurs de ce siècle. Riom 1798. veau 50 K.
- Familien-Blätter, deutsche Erzählungen, Geschichten u. Bilder aus dem Leben, der
Natur und der Gesellschaft. Mit Beiträgen von A. Bötte, J. Burow, J. Cor-
vinus, Holtz, Mühlbach, Merz, Puttitz, Schücking, Spielhagen, Träger u. v. A.
11 Bde. 4°. (16 $\frac{1}{2}$ R.) 5 R.
- Famin, C., Révolution de Sicile en 1820. Paris 1832. d. v. 65 K.
- Fleury de Chaboulon, Mémoires p. s. à l'histoire de la vie privée du retour et
du règne de Napoléon en 1815. 4 vols. Hbg. 1820. 2 R.
- Galotti, Mémoires de A. Galotti, officier Napolitain, condamné trois fois a mort.
1831. 60 K.
- Grégoire. Mémoires de Grégoire, ancien évêque de Blois, par Carnot. 2 vols.
1837 av. portr. 75 K.



Erinnerung an Galiläi.

Vortrag, gehalten in der Aula der Universität Dorpat
am 15. Februar 1864*).

Als ich im Dogenpalaste zu Venedig in die Gallerie trat, in welcher die Büsten ausgezeichneter Venetianer stehen, und der Führer nach gewohnter Weise seine Demonstration anfangen wollte, unterbrach ich ihn sogleich mit der Bemerkung, er möge mir zuerst Marco Polo, Galiläi und Paolo Sarpi zeigen; denn was die vielen Helden zu Lande und zu Wasser gethan haben, ist längst und zwar größten Theils durch die Erbärmlichkeit ihrer eigenen Nachkommen zu Grunde gegangen, es sei denn, daß man noch die Nachwehen des Druckes dahin rechne, welchen sie auf die besiegten Völker ausübten; was dagegen jene drei Männer auf geistigem Gebiete thaten, ist dauernd. Marco Polo erweiterte unsere Kenntniß der Erde mehr als ein früherer oder späterer Reisender; Galiläi lehrte uns die Beschaffenheit des Weltgebäudes kennen und zeigte, wie man die Natur studieren mußte; Sarpi vertheidigte Venedigs Kirchenfreiheit. Alle drei aber wurden von den Zeitgenossen verkannt oder verfolgt. Marco Polo wurde allgemein verspottet und erhielt den Beinamen il Millione, weil er von den großen Städten Asiens sprach, ja auf den Maskeraden erschien lange Zeit

*) Als der Vortrag angekündigt war, wußte ich nichts von der Aufforderung der Universität Pisa zu dieser Feier. Tiraboschi, Libri u. N. geben den 18. Februar als Geburtsstag, ich nahm den 15., wie ihn Viviani, der erste Biograph Galiläi's giebt; die Universität, welche die Acten genauer kannte, forderte zum 18. auf. Die Aufforderung kam erst am 15. hier an, so daß ich nichts mehr ändern konnte.

66.060
98

Erinnerung an Galiläi.

eine Figur, welche seinen Namen führte und die unglaublichsten Dinge erzählen mußte; Galiläi wurde ein Opfer der Inquisition und wenn Paolo Sarpi auch nicht auf Geheiß Roms ermordet sein mag, die Mörder fanden wenigstens Schutz im Kirchenstaate.

Es sind heute 300 Jahre, seitdem Galiläi in Pisa geboren wurde, und da wir hier versammelt sind das Andenken dieses Tages zu feiern, so will ich einige der wichtigsten Resultate seiner Arbeiten mittheilen; was ich hier gebe, ist nur eine dürftige Skizze, da eine ganz genaue Schilderung seiner Arbeiten und Schicksale ein ausführliches Buch erfordern würde.

Der Vater Vincenz Galiläi war in der alten Literatur sehr bewandert und ein eben so ausgezeichnete theoretischer als praktischer Musiker. In den alten Sprachen und der damals gewöhnlichen Logik machte der Sohn schnelle Fortschritte; daneben beschäftigte er sich viel mit der Construction von Maschinen, Musik und Malerei; letztere zog ihn so an, daß er oft sagte, er würde Maler geworden sein, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte.

Der Vater, welcher bald nach der Geburt des Sohnes nach Florenz gezogen war, hatte den Sohn zum Handel bestimmt, gab aber die Idee auf, als er die schnellen Fortschritte in allen Wissenschaften sah, und so wurde G. am 5. Novbr. 1581 in Pisa als Studiosus der Medizin immatrikulirt. Bei dem Studium der Philosophie kam er auch auf die damalige Physik, mit der er sich früher beschäftigte, als er Mathematik kennen gelernt hatte. Eine Lampe, welche in der Kathedrale zu Pisa vom Winde bewegt wurde, zeigte ihm, daß die Schwingungen in derselben Zeit erfolgten, mochten die Bögen groß oder klein sein*), so kam er auf die Gesetze des Pendels, die ihm in der Folge beim Messen der Zeit von so großer Wichtigkeit wurden.

Durch einen zufälligen Umstand wurde G. mit der Mathematik bekannt und diese zog ihn dergestalt an, daß er alle übrigen Studien verließ. Der Vater war damit unzufrieden, indem er glaubte, der Sohn könne als Arzt die übrigen Geschwister weit leichter unterstützen, mußte aber endlich der Neigung des letztern nachgeben. G. studirte nun vorzugsweise den Archimedes, von dessen Schriften er so eingenommen war, daß er sagte, er wolle in Zukunft keinen andern Führer haben, als den Geometer von Syrakus. Mehrere seiner Arbeiten wurden von den Kennern sehr gelobt, aber ungeachtet dessen schlug der Großherzog von Tos-

*) Bekanntlich zeigte Huygens, daß dieses Gesetz nur nahe richtig wäre.

cana eine Unterstützung des Sohnes ab, um welche der Vater gebeten hatte. So verließ G. die Universität ohne den Doktorgrad erhalten zu haben, aber die bedeutendsten Geometer, mit denen er in Correspondenz stand, wie Clavius, Ortelius, Niccoboni u. a. achteten ihn sehr hoch. Besonders schätzte ihn der Marquis del Monte, welcher sich vergeblich bemühte, ihm eine Professur zu Bologna zu verschaffen. Erst 1589 erhielt er auf Verwendung des Marquis die Professur der Mathematik zu Pisa mit einer dürftigen Besoldung.

Gleich nach seiner Ankunft in Pisa entwickelte er die Gesetze des freien Falles der Körper, indem er davon ausging, daß die Geschwindigkeiten sich in jedem Augenblicke verhielten, wie die seit dem Anfange der Bewegung verflossenen Zeiten und daraus die übrigen Sätze ableitete. Zudem er gegen allgemein angenommene Sätze des Aristoteles auftrat bildete sich eine lebhafte Opposition, durch Versuche bestätigte er seine Behauptungen, er hatte dazu alle Glieder der Universität eingeladen, und als nun Theologen und Philosophen sahen, daß sie nicht mehr mit Gründen ausreichen konnten, erhob sich ein gewaltiges Pseifen und Zischen, der beste Beweis, daß er Recht hatte. In seinen Vorlesungen behandelte er außer diesen Gesetzen auch die Bewegung auf der schiefen Ebene, die Oscillationen des Pendels u. s. w. und legte so den Grund zu der Dynamik.

G. war nach der damaligen Sitte italienischer Universitäten in Pisa auf 3 Jahre angestellt. Nach Ablauf dieser Zeit ließ man ihn gehen, wie es scheint deshalb, weil sein Urtheil über eine Maschine, welche Johann v. Medicis, ein unehelicher Sohn von Cosmus I., construirt hatte, nicht günstig war. Er nahm deshalb einen Ruf nach Padua an, wo er seine Vorlesungen am 7. December 1592 anfang. Mit großem Beifall las er über Fortification, Gnomonik und Mechanik; er ließ darüber zwar nichts drucken, aber seine Hefte wurden von andern publicirt. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Padua scheint er auch das Thermometer construirt zu haben, doch machen auch Andere auf die Entdeckung desselben Anspruch. In dieser Zeit ersand er den Proportional-Zirkel, ein Instrument, welches viele Operationen erleichtert, die gegenwärtig bei allgemein verbreiteter Kenntniß der Logarithmen sicherer durch sie gelöst werden. So viele Instrumente dieser Art auch von Padua aus nach andern Gegenden gingen, gab er doch erst 1606 eine Beschreibung derselben heraus. Ein Mailänder Balthasar Capra publicirte 1607 in Padua ein Werk über ein ähnliches Instrument und gab sich für den Erfinder aus. Auf

G.'s. Klage wurde die Sache näher untersucht. Capra erschien als Plagiator und seine Schrift wurde confiscirt. G. wies in seiner Klageschrift darauf hin, daß der unbedeutende Capra wohl nicht der eigentliche Verfasser des ganzen Machwerks wäre, sondern ein Lehrer desselben. In einer spätern Schrift (dem Saggiatore) nennt G. diesen Simon Marius aus Gunzenhausen in Hessen, der auch noch in der Folge sich mehrere Entdeckungen von G. anzueignen suchte.

Eben dieser Capra und Simon Marius führten ihn zu einem andern Streite, der tiefer in die Philosophie jener Zeit eingriff. Im Schlangenträger erschien plötzlich ein Stern und G. hielt darüber im Jahre 1604 vor mehr als 1000 Zuhörern mehrere Vorlesungen. Man glaubte ziemlich allgemein, der Stern wäre ein Phänomen der Gegenden unter dem Monde, aber G. suchte nachzuweisen, daß es ein wahrer Stern wäre und daß die obern Regionen des Himmels keineswegs so unveränderlich wären, als Aristoteles und seine Anhänger behaupteten. Die Schriften von Cremonino, Capra und einem auch in der Folge mehrmals als Gegner auftretenden Lodovico delle Colombe sind längst vergessen.

Mit dem Jahre 1609 begann eine neue Reihe von Arbeiten, die zwar seinen Namen bei Mit- und Nachwelt verherrlichten, aber auch vorzugsweise Ursache seiner späteren Verfolgungen war. Im April oder Mai, wo G. eben in Venedig war, verbreitete sich dort die Nachricht, daß in Holland dem Prinzen Moriz von Nassau ein Instrument überreicht wäre, mit welchem man entfernte Gegenstände eben so deutlich sehen könnte, als ob sie in der Nähe wären. Nach Padua zurückgekehrt, dachte G. eine ganze Nacht über die mögliche Einrichtung desselben nach und am folgenden Morgen war das nach ihm benannte Fernrohr ausgeführt. G. mußte nach Venedig kommen, um es zu zeigen, und der Senat war so eingenommen von dieser Entdeckung, daß er auf Lebenszeit mit Verdoppelung seiner Besoldung angestellt wurde. Späterhin fügte er das Mikroskop hinzu.

G., welcher das Instrument immer vollkommener machte, richtete es sogleich gegen den Himmel. Der Mond, welcher ihn sein ganzes Leben beschäftigte, zeigte helle und dunkle Flecken, er erkannte die hellen Punkte als Berge, deren Höhe die auf der Erde vorkommenden mehrfach übersteigt. Die gleichförmig dunkler gefärbten Theile verglich er mit Meeren. Das aschfarbene Licht auf der dunklen Mondfläche kurz vor oder nach dem Neumonde leitete er vom reflectirten Erdlichte ab. Dabei hob er zugleich hervor, daß man nicht daran denken dürfe, daß auf dem Monde Bewohner

vorkämen, die denen der Erde ähnlich wären: den auf einem Himmelskörper, wo der Tag 14 Tage daure, müßten viele Erscheinungen anders sein als bei uns. Gegen Ende seines Lebens entdeckte er noch die Libration des Mondes.

G. zerfällte gleichzeitig die Milchstraße in einzelne Sterne und sah mit Hilfe des Fernrohrs Sterne, wo das Auge keine erblickte. Neben dem Jupiter fand er mehrere kleine Sterne, welche er bald als Trabanten erkannte und deren Umlaufzeiten er nicht lange nachher bestimmte, wie er in einem Briefe an Kepler vom 4. Mai 1612 sagt. Der Saturn erschien ihm dreiföpfig, da sein Fernrohr nicht ausreichte, um ihm den Ring als solchen zu zeigen. Endlich erkannte er die Aenderung in der Lichtgestalt der Venus und folgerte daraus, daß sie sich um die Sonne drehe. Die Sonnenflecken zeigte er mehreren Freunden in Padua, Florenz und Rom, aber als Entdecker derselben werden auch Scheiner und Fabricius angegeben; während aber Scheiner glaubte, daß es dunkle Körper wären, die an der Sonne vorüberzögen, sagte G., daß sie zur Sonne selbst gehörten.

G. theilte diese Entdeckungen im Nuncius sidereus mit, nur berührte er die Sonnenflecken nicht. Die Trabanten des Jupiter nannte er mediceische Gestirne; auf ihre Entdeckung machte auch der oben erwähnte Simon Marius Anspruch, welcher sie brandenburgische Gestirne nannte, doch beginnen seine Beobachtungen mit demselben Tage als die von Galiläi, ähnlich wie Scheiners Beobachtung der Sonnenflecken mit der von G. ganz gleichzeitig gewesen ist. Aus allen seinen Beobachtungen folgerte er, daß die Planeten dunkle Körper wären, welche von der Sonne ihr Licht erhielten, wie dieses schon Kepler vermuthet hatte und wie er es in einem Briefe an letzteren vom 26. März 1611 auseinandersetzt.

Groß war das Aufsehen, welches diese Entdeckungen machten. Während G. von Vielen hochgestellt wurde, traten auch Gegner in Menge auf. Nach Aristoteles war ja am Himmel alles rein und unveränderlich, die Erde wurde, um einen Ausdruck von G. in einer seiner Streitschriften zu gebrauchen, als der Schmutzhafen des Weltalls angesehen; die Planeten bewegten sich in den ihnen von Ptolemäus angewiesenen Sphären, die wie die Schaaßen einer Zwiebel in einander geschoben waren. Die Milchstraße wurde von frommen Christen als der Weg angesehen, auf welchem der heilige Johann v. Compostella über den Himmel gegangen war, und nun zerfiel sie in Sterne. Der Mond sollte eine polirte Kugel sein, eine Gestalt, welche Aristoteles für die vollkommenste hielt und die also auch einem

reinen Himmelskörper zukommen müßte. Obgleich nun manche Gegner die Realität der Erscheinungen nicht leugnen konnten, so meinten sie doch, der Mond bleibe immerhin eine vollkommene Kugel, die hellen Punkte wären nicht Bergspitzen, welche die allgemeine Kugelgestalt beeinträchtigten, sondern die dunkelen wären Vertiefungen; ein Einwand, der ungefähr eben so lautet, als wenn derjenige, der in einem Gebirge den Kamm durchwandert, sagen wollte, dort gäbe es keine Berge, sondern nur Thäler, an sich aber bildeten die Bergspitzen eine Ebene. Andere meinten, diese Unebenheiten möchten wohl vorhanden sein, aber der Mond wäre noch von einer durchsichtigen vollkommen kugelförmigen und polirten Hülle umgeben, ähnlich wie in einer Glasflasche Körper von sehr unregelmäßiger Gestalt verwahrt sein könnten. Doch meint G., daß wenn zu Noahs Zeit etwa das Meer über allen Gebirgen stehen geblieben wäre, so würde ein entfernter Beobachter die Unebenheiten der Erde nicht so deutlich sehen, als wir die auf dem Monde vorkommenden. Was endlich die mehr oder minder vollkommene Gestalt der Körper betrifft, so käme es doch auf die Bestimmung der letzteren an; handele es sich etwa um rollende Körper, so wäre die Kugel dazu am vollkommensten, dagegen zur Construction einer Mauer wären Kugeln die schlechtesten Steine. In den Kreis dieser Discussionen wurden auch die Sonnenflecken bald gezogen. Die Sonne in ihrer Reinheit und in ihrem Glanze wurde von den Schulen als das Abbild der Jungfrau Maria angesehen und jetzt schrieb G. ihrer Oberfläche Flecken zu.

Wäre G. in Padua geblieben, wo er eine gute Stellung hatte und sehr geschätzt wurde, so würde es ihm wahrscheinlich möglich gewesen sein, diese Arbeiten in Ruhe fortzusetzen, denn Venedig erhielt sich damals dem päpstlichen Stuhle gegenüber sehr selbständig und der Staats-Secretair Paolo Sarpi war sein Freund; dieser stellte selbst Untersuchungen über physikalische Probleme an, die nicht publicirt, aber handschriftlich in Venedig aufbewahrt wurden, wo sie bei einem Brande im Jahre 1769 verloren gingen. Weshalb er aus dem freien Venedig nach dem von Pfaffen beherrschten Toscana ging, ist nicht recht klar. Die Italiener pflegen dem von Norden kommenden Reisenden wohl zu sagen, erst in Florenz beginne Italien, und so mag es sein Wunsch gewesen sein, in sein Vaterland zurückzukehren. Doch bin ich auch geneigt, hier an reine Eitelkeit zu denken, welche wir leider gar oft bei ausgezeichneten Gelehrten finden. Obgleich ihn die Mediceer gehen ließen, als er keine Stellung hatte, dedicirte er

seine Schriften dem Großherzoge; geht man aber die Geschichte solcher Dedicationen an Fürsten durch, so ist es entweder Eitelkeit der Verfasser oder ein Streben nach Belohnungen, sei es an Geld oder an Orden oder Titeln, weshalb sich ja die Mehrzahl der Fürsten solche Dedicationen oder Zusendung von Büchern verbieten hat *). Eben dahin rechne ich die Bezeichnung: medicische Gestirne. Es scheint als ob G. selbst den Anfang der Unterhandlungen gemacht habe. Er erbot sich zu Arbeiten über den Schall, Licht und Farben; Ebbe und Fluth, Kräfte der Thiere, Artillerie und Fortification. Ausdrücklich verlangte er aber den Titel Filosofo, indem er bemerkt, er habe sich mit der Philosophie eben so viel Jahre beschäftigt, als er Monate gebraucht habe, um die Mathematik zu erlernen. So wurde er am 10. Juli 1610 zum Filosofo e Matematico primario del Serenissimo Gran Duca di Toscana ernannt, mit einer Besoldung, die etwa die Hälfte von der in Padua betrug. In Venedig war man damit sehr unzufrieden und Sarpi sagte ihm voraus, daß die astronomischen Fragen bald in religiöse verwandelt werden würden.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Florenz schrieb er eine Arbeit über die schwimmenden Körper, bei der wir uns nur darüber wundern müssen, daß die Abhandlung von Archimedes über das specifische Gewicht, welche er erweiterte, von den Philosophen so ganz ignorirt war **). Er zeigte darin die Geseze der Hydrostatik, wie sie später als wichtig erkannt sind und sagte, daß Körper nur dann schwimmen können, wenn ihr specifisches Gewicht kleiner ist als das der Flüssigkeit; er fügte hinzu, daß ein Schiff sehr gut auf einer Wassermenge schwimmen könne, welche weit weniger wöge als das Schiff selbst.

Gegen diese Arbeit, die so sehr mit der herrschenden Philosophie in Widerspruch stand, traten heftige Gegner auf. Er antwortete nicht, dieses that sein Schüler und Freund Castelli auf eine scharfsinnige Weise. Dieser Castelli, Benedictiner-Mönch und später Abt in Rom blieb ungeachtet aller sogleich zu erzählenden Anfeindungen von Seite der Kirche sein Freund

*) Es kommen in dieser Hinsicht lächerliche Geschichten vor. Vor Jahren, wo ich in Leipzig in Gesellschaft mehrerer Verlags-Buchhändler war, erzählte einer derselben, er habe einmal sechs verschiedene Dedicationen bei demselben Buche drucken müssen.

***) In den neueren Schriften über Geschichte der Philosophie wird auch die der Physik bei den Alten vorgetragen. Man sollte doch erwarten, daß wenn die Geschichte der Vorstellungen über die Natur der Dinge gegeben wird, Archimedes erwähnt werde, aber er wird ganz übergangen.

und noch im Jahre 1640 schrieb er ihm einen Brief voll Zornigkeit, worin er auf sein unglückliches Geschick anspielt. Aber der Orden des heiligen Benedict zeichnete sich stets vor den übrigen aus; mochte er auch zu Zeiten an dem Verfall der Kirche Theil nehmen, stets finden wir früher und später unter den Mönchen des Monte Christo Männer, die von Liebe zur Wahrheit beseelt waren, und noch gegenwärtig gehören die von den Benedictinern geleiteten Schulen zu den besten Oesterreichs.

Frühzeitig hatte G. das System des Copernicus als das richtigere erkannt. Schon 1597 wurde er von Kepler zur Bearbeitung aufgefordert, er verließ dieses aber, um nicht von der großen Zahl Bornirter (Stultorum) verlacht zu werden. Seine astronomischen Arbeiten nöthigten ihn mehrmals zu dieser Frage, doch suchte er eine nähere Discussion stets zu vermeiden. Während Kepler die Beobachtungen Tycho's bearbeitete und im Jahre 1618 die drei nach ihm benannten Geseze fand, welche die wahre Bewegung der Himmelskörper zeigen, ging der Lärm in Italien los. Zwar hatte G. bei seiner Anwesenheit in Rom vielen hochgestellten Geistlichen seine Entdeckungen durchs Fernrohr gezeigt und von 4 Jesuiten, welche der Cardinal Bellarmin zur Prüfung aufforderte, überzeugten sich drei von der Realität des Gesehenen. Obgleich er bei seiner Abreise von Rom viele Freunde zurückließ, blieb auch eine Menge Feinde und Neider zurück. Diese wollten schon jetzt einen Angriff auf den Gegner der so innig mit der Kirchenlehre verbundenen Philosophie machen, es unterblieb zunächst, da er an Castelli und Andern eifrige Vertheiger fand. Aber bald erklärten sich die Dominicaner, die Herren der Inquisition, in Florenz offen gegen ihn. Der Pater Baccini predigte zuerst öffentlich gegen ihn und seine Predigt, in welcher er zu beweisen suchte, daß die Geometrie eine teuflische Kunst sei und daß die Mathematiker aus allen Staaten als Ketzer verbannt werden müßten, fing mit den Worten des Lucas an: *Viri Galiläi quid statis adspicientes coelum?* und unaufhörlich wurden die Worte der Bibel: *terra in aeternum stat* und die bekannte Stelle im Buche Josua über den Stillstand der Sonne wiederholt. Predigten der Art sind auch oft genug in der Folge vorgekommen, aber ich muß ausdrücklich hinzusetzen, nicht bloß bei Katholiken. In dem reformirten Grönningen wurde ebenfalls eine wüthende Predigt über die Gottlosigkeit der Mathematik gehalten, weil Johann Bernoulli sich bei einer theologischen Disputation über die Auferstehung des Fleisches die bescheidene Frage erlaubt hatte, mit welcher Masse die letztere erfolge, ob nur mit derjenigen,

welche der Mensch zuletzt besaß, oder, da der Körper nach wenigen Jahren aus ganz andern Theilen besteht, mit der ganzen Masse, welche er je besessen hätte. Und wie oft wird von den Kanzeln gegen die profanen Wissenschaften gedonnert, es ist dieses um so leichter möglich, da unter den Zuhörern meistens nur sehr Wenige sind, welche von der Sache einen Begriff haben *).

Galiläi antwortete auf diese Angriffe nicht öffentlich, aber Briefe, welche er an Freunde schrieb, wurden bald bekannt und erbitterten um so mehr. In diesen Briefen voller Geist war er oft bitter, aber wenn man die Albernheiten liest, die vielen seiner Arbeiten entgegengehalten wurden, mußte man sich sehr wundern, wenn er ruhig geblieben wäre. Waren nun gleich viele Geistliche für die Bewegung der Erde, so war der römische Hof doch dagegen, daß die Erklärung der Bibel in andere Hände als die der Zunftgenossen käme, waren ja ohnehin die Angriffe von den Dominicanern ausgegangen, Leuten, welche um so höher zu stellen waren, als sie um dieselbe Zeit viele Ketzer verbrennen ließen, deren confiscirtes Vermögen der Kirche zufiel. Der Papst war ziemlich bornirt, ja sogar ein Gegner der Wissenschaften und natürlich stellte sich ein jeder seiner Hofleute ebenso, wosern er es nicht schon von Natur war.

Gegen Ende des Jahres 1615 begab sich G. nach Rom, um sich gegen die mancherlei Angriffe zu vertheidigen. Hatte er bis dahin nie etwas über das Weltssystem im Ganzen publicirt, so suchte er es doch mündlich zu erläutern, doch waren die meisten Leute bei der damals in Rom herrschenden Luft zurückhaltend. Endlich am 5. März 1616 wurde die von einem hohen Geistlichen herrührende und einem Papst dedicirte astronomische Schrift des Copernicus von Nichtastronomen für falsch erklärt und so lange verboten, bis sie verbessert wäre, und somit hatte die Ignoranz einen glänzenden Sieg davongetragen. G. wollte sich zwar noch vertheidigen, aber der Großherzog, dessen Bruder zum Cardinal ernannt war, forderte ihn zur Rückkehr nach Florenz auf.

*) Während die Naturforscher über die Entwicklungstheorie von Darwin sehr abweichende Ansichten haben, sind die Theologen, freilich ohne Kenntniß der Thatsachen, sehr schnell damit fertig, und so wurde am Bußtage 1864 in mehreren Kirchen dagegen gedonnert. In der That ein treffliches Thema an einem Tage der dazu bestimmt ist, daß der Mensch sich sammle! Bei Vielen wird dadurch doch nur dieses Zusichgehen vertrieben und Personen, welche es mit erzählten, setzten hinzu, sie würden nie wieder an solchem Tage in die Kirche gehen.

Im Jahre 1618 erschienen drei Kometen, von welchen der eine groß war. Es war das erste Mal, daß diese Körper durch ein Fernrohr beobachtet werden konnten. Schon Tycho de Brahe hatte aus seinen Messungen geschlossen, daß der Komet von 1572 kein Gebilde unserer Atmosphäre wäre, wie Aristoteles gesagt hatte, sondern ein Stern, und folgerte dieses aus der geringen Größe seiner Parallaxe, denn mochte er hoch am Himmel stehen oder dem Horizonte nahe sein, er behielt mit Rücksicht auf seine eigene Bewegung stets einenlei Abstand von demselben Fixsterne. Der Jesuit Grassi, Astronom des Collegio Romano, gab dem größeren Kometen des gedachten Jahres einen Abstand von der Erde größer als den des Mondes und hielt die Kometen für planetenähnliche brennende Körper. Galiläi war während der ganzen Zeit seines Erscheinens bettlägerig und konnte ihn nicht selbst beobachten, erhielt aber von seinen Freunden genaue Nachrichten, und forderte sie zu mancherlei Untersuchungen auf. Die mancherlei Ansichten, welche dabei ausgetauscht wurden, theilte Giusducci in einer Rede in der Akademie zu Florenz mit; darin wurden Tycho und Grassi in Betreff ihrer Ansichten über die große Entfernung der Kometen kritisiert und die Meinung ausgesprochen, die Kometen wären Dünste, die im Raume verbreitet, zu uns das Licht der Sonne reflectirten; daraus erkläre sich der Mangel einer Parallaxe, ebenso wie wir solche nicht beim Regenbogen sehen, daraus auch die Veränderungen in der Gestalt des Schweifes und Kernes, ähnlich wie die Veränderungen in dem Ansehen der Nordlichtsstrahlen, welche Galiläi von reflectirtem Sonnenlichte ableitete. Sollten die Kometen planetarische Körper sein, so wäre nicht zu begreifen, weshalb einige sich nach Osten, andere nach Westen bewegten, und wir müßten dann nach der Ansicht des Ptolemäus eben so viele Sphären annehmen, als Kometen erscheinen.

Gegen diese Rede trat Pater Grassi unter dem Namen Sarfi mit einer Abhandlung auf, welcher er den Titel *Libra*, die Wage, gab, Galiläi antwortete darauf in einer Schrift *il Saggiatore*, die Probierwage. Hat Sarfi meine Meinungen, sagt er in der Einleitung, auf einer gewöhnlichen Wage abgewogen, so will ich eine feinere wählen, um die seinige zu prüfen. Sarfi sagt zwar, er habe den Titel *Wage* auch deshalb gewählt, weil der Komet im Sternbilde der *Wage* erschienen wäre, aber er zeigte sich zuerst im *Skorpion* und so hätte S. den Titel „*astronomischer Skorpion*“ wählen sollen; dieses ist allerdings ein giftiges, die Menschen angreifendes Thier, ich weiß aber, daß dieses Thier durch Peitschen un-

schädlich gemacht wird und dieses werde ich thun. Die Arbeit ist mit ungemein viel Witz und Scharfsinn geschrieben, Satz für Satz wird geprüft und eine Menge von Behauptungen widerlegt. So hatte Grassi gesagt, die Kometen bewegten sich so schnell, daß sie entzündet würden, und stützt sich dabei auf die Behauptung des Aristoteles, daß durch die Bewegung Wärme entstände, wobei er viele Stellen aus alten Dichtern anführt, wornach die Helden Pfeile mit solcher Schnelligkeit abschießen, daß sie brennend beim Feinde ankommen; hätten wir nun, meint Galiläi auch nicht mehr so kräftige Menschen als jene Heroen, so hätten wir Wurfmaschinen, und Grassi möge den Versuch damit machen; ebenso könne er untersuchen, ob Eier dadurch gar gekocht würden, wenn man sie im Kreise herumerschleudere, wie dieses die Alten von Babylon behaupteten.

Die Schrift wurde von der Akademie der Lincei in Rom herausgegeben und erschien 1623. Um diese Zeit wurde der Cardinal Barberini zum Papst gewählt, der sich Urban VIII. nannte, und diesem die Schrift dedicirt. Er war stets Freund von Galiläi gewesen; letzterer, welcher sich zur Beglückwünschung nach Rom begab, wurde freundlich aufgenommen und erhielt bei seiner Abreise ein Schreiben an den Großherzog, worin die Kenntnisse und die Frömmigkeit Galiläi's hervorgehoben werden.

So geistreich und scharfsinnig der Saggiatore ist, so vertheidigt Galiläi darin eine Ansicht, von welcher wir jetzt wissen, daß sie unrichtig ist*); diese Schrift ist es auch wohl, welche ihm vorzugsweise schadete. Bei dem früheren Streite waren die Dominikaner theilhaftig, die Jesuiten mehr auf seiner Seite. Jetzt wurde auch dieser Orden erbittert und er trug darauf an, die Schrift zu verbieten, hauptsächlich wegen des Mißbrauchs einer Bibelstelle. Grassi hatte nämlich behauptet, die Vergrößerung desselben Fernrohrs ändere sich mit der Entfernung des gesehenen Gegenstandes; da wir nun durch das Fernrohr dort Sterne erblicken, wo das bloße Auge keine sieht, so müssen wir in diesem Falle eine unendlich große Vergrößerung annehmen. Indem Galiläi das Absurde dieser Ansicht zeigt, fügt er hinzu, der Ausdruck unendlich groß werde oft für große Zahlen gebraucht, selbst Christus benutze ihn auf diese Weise, wenn er sagt, *Stultorum numerus est infinitus*, denn da die Welt erst eine endliche Zeit

*) Bei diesem Streite mußte eine Ansicht über das Weltgebäude vorkommen; interessant ist es zu sehen, wie der Eine das System des Copernicus nicht annehmen will, der Andere es vertheidigen möchte, aber als der Bibel widersprechend nicht darf; zwischen den Zeilen erkennt man seine wahre Meinung.

existire, so würde nie eine unendlich große Zahl herauskommen, wenn auch alle Menschen zusammenaddirt würden, die gelebt hätten *).

Sein letzter Aufenthalt in Rom bestärkte ihn in dem Vorsatze, eine Arbeit über das Weltssystem zu vollenden, mit deren Plan er seit vielen Jahren beschäftigt war. Nach Vollendung desselben begab er sich 1625 und 1630 nach Rom, um mit dem Papste und den Cardinälen darüber zu sprechen. Sie sollte von der Akademie der Lyncei gedruckt werden, aber der Tod ihres Präsidenten, des Fürsten Cast, war Ursache der Auflösung der Gesellschaft. Das Manuscript wurde von dem Magister Sacri Palatii und mehreren anderen Censoren durchgesehen, welche den Text an verschiedenen Stellen verbesserten; ebenso wurde es vom Papst corrigirt und der Druck gestattet. Da dieser in Rom nicht möglich war, wurde die Herausgabe in Florenz erlaubt; hier von dem Großinquisitor und mehreren Censoren durchgesehen, erschienen die Gespräche über die Weltordnung im Jahre 1632. In diesen Gesprächen vertheidigen Sagredo und Salviati die Bewegung der Erde, ihnen gegenüber steht Simplicius, unter welchem man später den Papst verstehen wollte. Jene sprechen mit ungeheurem Scharfsinn und scheinen stets den Gegner zu überzeugen, gehen aber den Bibelstellen gegenüber nach.

Es ist diese Arbeit wohl die bedeutendste von Galiläi, es ist ein Ueberblick aller seiner Untersuchungen und ausführlicher als irgend eine andere über die Art wie die Erscheinungen der Natur beobachtet und erklärt werden müßten. Groß war der Beifall der Verständigen, aber die Zahl seiner Feinde wuchs schnell und diese machten den römischen Hof auf die Gefahren des Buches aufmerksam. Statt aber Astronomen zu Richtern zu machen, stützte man sich vorzugsweise auf das frühere Verbot der Schrift des Copernicus und es wurde die Religion ins Spiel gezogen, ohne zu bedenken, daß diese nicht gewinnen konnte, wenn man sie zur Stütze von Irrthümern machte. War die ganze Opposition der Theologen gegen wissenschaftliche Untersuchungen anfänglich lächerlich gewesen, so ging dieselbe bald in gräßliche Verfolgung über. Der Papst ernannte eine Commission, um ein von ihm selbst durchgesehenes Werk zu beurtheilen, die Glieder derselben bestanden aus Anhängern der scholastischen Philo-

*) Ich kenne diesen Grund zum Angriffe nicht aus den Originalverhandlungen; es kommen aber im Saggiatore nur zwei Bibelstellen vor, die eben erwähnte und die von den drei Männern im feurigen Ofen, welche Galiläi im gläubigen Sinne aus der Gegenwart des Engels erklärt und die ganz unschuldig ist.

sophie, und der 22-jährige Großherzog, ohnehin ein Spielzeug der Pfaffen, hatte nicht Kraft in der Angelegenheit gehörig aufzutreten; alles was er that, war dem Papste vorzustellen, er möge nachsichtig mit einem 70-jährigen Greise sein, dessen ganzes Verbrechen darin bestände, ein vom Papst durchgesehenes und von der Inquisition gebilligtes Werk herausgegeben zu haben. Indessen mit Brutalität forderte der Papst, daß Galiläi, dessen körperliche Leiden durch ärztliche Zeugnisse erwiesen waren, mitten im Winter nach Rom käme und sich den Angriffen einer ansteckenden Krankheit aussetzte, welche damals in Toscana wüthete. In Rom wohnte er bald bei dem toscanischen Gesandten, bald im Inquisitionsgefängnisse, am 22. Juni 1633 mußte er seine Irthümer abschwören und knieend versprechen, über die Bewegung der Erde weder zu sprechen noch zu schreiben, indem diese Meinung eine falsche, absurde, lehrerische und der heiligen Schrift widersprechende wäre. Dieses Urtheil wurde an alle Höfe geschickt und durch öffentliche Anschläge publicirt. Dieses ist stets das Verfahren des heiligen Stuhles, der ja auch später mit demselben Triumph verkündete, daß der Kurfürst August von Sachsen zur katholischen Kirche übergetreten wäre, ohgleich die Moralität dieses Icktern — unter Anderem des Vaters von 300 Kindern, von denen einige zugleich seine Großkinder waren *) — von der Beschaffenheit war, daß jede Kirche froh sein konnte, ihn los zu werden.

Der Papst, welcher sich bei der ganzen Verhandlung als einer der eifrigsten Gegner zeigte, meinte, diese von ihm selbst durchgesehene und gebilligte Schrift wäre ebenso gefährlich als die von Calvin und Luther. In dem Urtheile heißt es, daß die Richter in der Meinung, G. habe nicht seine wahre Meinung ausgesprochen, es für nöthig gehalten hätten, das Examen rigorosum anzustellen, dieses heißt in der Sprache des heiligen Gerichts, Anwendung der Folter. Allerdings haben weder der toscanische Gesandte noch Galiläi je von diesem Umstande gesprochen, aber es ist ja bekannt, daß das Inquisitionstribunal allen denen das tiefste Stillschweigen auflegte, welche das Unglück gehabt hatten, die Ehre seiner Bekanntheit zu machen, auch lag von Anfang an ein Schleier über diesem ganzen Prozesse. Viviani, Schüler und Biograph Galiläi's, mußte sich Gewalt anthun, dieses Urtheil scheinbar zu billigen, G. selbst vermied

*) Wenn christliche Pharisäer dem Koran den Vorwurf machen, daß er die Polygamie erlaube, so vergessen sie, daß de facto das Leben in Europa nicht besser ist; Scheusalen wie ein Ludwig XV. kommen auch im Oriente selten vor.

es sorgfältig von dem Prozesse zu sprechen. Nur einmal rief er unwillig aus: man wird mich zwingen, die Philosophie aufzugeben, und Historiker der Inquisition zu werden! Er setzte aber sogleich hinzu: was meine Angelegenheit betrifft, so verschont mich mit Fragen.

Raum war das Urtheil gesprochen, so verwies der Papst ihn in den Garten der Trinità dei Monti, später nach Siena, wo er von dem Erzbischofe, seinem Schüler, freundschaftlich aufgenommen wurde und seine Arbeiten sogleich wieder anfing. Er vollendete hier seine Untersuchungen über die Festigkeit der Körper, die aber verloren sind. Später erhielt er vom Papste die Erlaubniß ein Landhaus, Arcetri, in der Nähe von Florenz zu bewohnen, aber dieses war nur ein anderes Gefängniß. Ihm wurden alle physischen und moralischen Leiden bereitet und der Inquisitor zu Florenz erhielt den Auftrag darauf zu achten, ob G. auch hübsch demüthig und schwermüthig wäre. Das Gesuch, nach Florenz kommen zu dürfen oder den Besuch seiner Freunde anzunehmen, wurde damit beantwortet, er möge sich jeder ähnlichen Bitte enthalten, wosern er nicht nach Rom in das wahre Inquisitionsgefängniß zurückgebracht werden wollte; diese Antwort erhielt er an demselben Tage, wo die Aerzte erklärten, daß seine geliebte Tochter nur noch wenige Tage zu leben hätte. Aber obgleich niedergebeugt von Alter, Kummer und Schwäche, arbeitete er rüstig fort und als er im Anfange 1637 das eine Auge verlor und am Ende des Jahres ganz blind wurde, dictirte er seinen beiden letzten Schülern Torricelli und Viviani, hauptsächlich mit dem Plane umgehend, eine revidirte Ausgabe aller seiner Werke zu vollenden.

Die ausgezeichnetesten Geister aller Länder, darunter eifrige Katholiken, bemühten sich sein Schicksal zu mildern; Rom blieb unerbittlich, ist es ja stets der Fall, daß Regierungen dann am härtesten sind, wenn sie glauben, daß ihre materiellen Vortheile nur mit Geistesdruck verbunden sein können *). Als G. am 8. Januar 1642 starb, konnte sein Ruhm der Wuth seiner Feinde trogen, und selbst wenn sein Körper auf den Schindanger geschleppt wäre, wie man es in Rom wollte, selbst wenn alle seine Schriften verbrannt worden wären, das was er gethan und gedacht hatte, lebte in dem Geiste seiner Schüler fort.

Man hat sich sehr häufig gewundert, daß derselbe Papst so hart ge-

*) Hier sind allerdings die kleinen Despoten am schlimmsten. Ich erinnere nur an die Junker in Mecklenburg, und der Adel von Ost-Preußen und Hinter-Pommern ist eben so entschieden gegen Geistesbildung.

gen Galiläi war, der als Cardinal Barberini ihn so geschätzt, ja durch ein Gedicht verherrlicht hatte. Solche Inconsequenzen treffen wir ja in Menge in der Geschichte und man braucht oft nicht weit zu suchen. Haben wir ja doch gesehen, daß ein Regent seine absolute Macht gegen das Volk bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wollte, drei Tage später aber bewilligte, was die eifrigsten Demokraten wünschen konnten, an der Spitze der letzteren einen Umzug hielt, wodurch viele Leute fortgerissen wurden, die um mit Dante zu sprechen, zu feig waren etwas Schlechtes zu thun, aber zu schlecht um Gutes zu vollführen, dann einige Monate später als wüthender Gegner dieser zum Theile von ihm verführten Leute auftrat, bis die Vorsehung aus Erbarmen mit dem geplagten Volke ihn ähnlich wie einst dem Könige Nebucadnezar eine unheilbare Krankheit schickte. Und dieselben Leute, welche man 1813—1815 als Patrioten und Befreier des Vaterlandes verherrlichte, wurden 1819 fortgejagt, auf die Festungen geschickt oder suchten ihr Heil in der Flucht.

Es ist bei Beurtheilung des Processes von Galiläi nicht auf die Zeitverhältnisse Rücksicht genommen. Als im Anfange unserer Zeitrechnung der gräßliche Verfall der politischen Verhältnisse und Sitten im römischen Reiche vor sich ging, zogen sich Männer, die von den herrlichen Wahrheiten der christlichen Sittenlehre begeistert waren zurück und wiesen darauf hin, daß diese genügten, um inneren Frieden zu gewähren. Nehnliches finden wir ja bis auf unsere Tage auch bei den profanen Wissenschaften. Männer, welche selbst vielseitig gebildet sind, beschäftigen sich zuletzt mit einem einzigen Gegenstande, sie schätzen auch die übrigen, haben aber nicht Zeit sich speciell um dieselben zu bekümmern. Es entsteht daraus aber sehr leicht der Uebelstand, daß Schüler darin eine Verachtung aller übrigen Kenntnisse hegen. So ging es auch hier. Hieß es anfänglich, man dürfe die Schriften der Alten nur deshalb lesen, um darin eine Ahnung dessen zu finden, was Christus und die Propheten gesagt hätten, so artete die Gleichgültigkeit bald in Feindschaft aus. Der christliche Pöbel in Alexandria und nicht der Chalif Omar, wie gewöhnlich erzählt wird, verbrannte die große Bibliothek. Kaiser Leo der Faurier suchte so viel Gelehrte und Bücher als möglich zu bekommen, sperrte sie in ein Haus, das er mit Holz umgeben und anzünden ließ. Papst Gregor der Große verdammt die profanen Wissenschaften. Die Fäulniß der Sitten aber wucherte ebenso üppig fort, ungeachtet die Römer Christen geworden waren, und bei dieser Verderbniß der Sitten wurde das Reich eine leichte Beute barbarischer

Sorden^{*)}. Die christlichen Parteien zankten sich mit der größten Erbitterung über Dinge herum, über welche der menschliche Verstand nie Gewißheit erlangen wird, ja nicht selten war dieses eine Wortklauberei, deren Nutzen schwer zu begreifen ist. Gleichgültig war es, ob der Mensch den Geboten Gottes gemäß handelte, nur dann, wenn er an eine der widersprechenden Ansichten glaubte konnte ihm das Himmelreich zu Theil werden, wobei man gerade aus den Schriften der eifrigsten Zeloten sieht, daß dieses um so mehr der Fall war, je mehr Unglaubliches er glaubte. Eine nothwendige Folge dieser Streitigkeiten, die besonders im oströmischen Reiche mit Heftigkeit geführt wurden, war das Auftreten von Muhammed. Unter seinen Nachfolgern wurden die Wissenschaften gepflegt und von den Arabern zunächst erhielten später die Christen die ersten Anfänge der Bildung und Wissenschaft. Es wird den Arabern häufig der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Religion mit Gewalt ausgebreitet haben, das aber haben die Christen in demselben Maße gethan, nur ein Unterschied zeigt sich hier: waren die besiegten Völker zum Islam übergetreten, so wurden sie als den Arabern ebenbürtig angesehen, während die zum Christenthume gezwungenen Völker meistens als Sklaven behandelt wurden. Man denke nur an Amerika, und auch in Europa dürfen wir die Beispiele nicht weit suchen. Blieben die Christen als solche unter arabischer Herrschaft, so wurden ihnen die Verträge gehalten und auf Sicilien hielten sie offen ihre Prozeffionen, während die römische Kirche den Grundsatz aufstellte, Ungläubigen dürfe man keinen Vertrag halten, wie in Spanien, ja diesen Grundsatz auch auf Kezer ausdehnte, wie bei Huß.

In diesen Zeiten der Verwilderung gelangten das Papstthum und die Kirche zu ihrer Macht. Möge man gegenwärtig darüber urtheilen wie man will, damals waren beide eine große Wohlthat. Ein herrsch- und raubstüchtiger Adel lebte in beständigen Kämpfen, die Länder wurden verwüstet und das gemeine Volk zu Thieren herabgewürdigt. Nur durch höhere Geisteskraft konnten diese Leute in Ordnung gehalten werden, aber eine solche Kraft ohne weltliche Macht richtet nichts aus. Die Herrschaft der Kirche wurde noch mehr befestigt durch das Cölibat der Geistlichen, das aber zugleich Folgen hatte, an die Gregor VII. wohl nicht dachte.

*) Es wird von manchen frommen Historikern behauptet an dem Verfall des römischen Reiches wäre Schuld gewesen, daß die Römer Heiden waren. Aber die Sitten wurden ja immer schlechter, die Menschen immer erbarmlicher, je mehr wir uns dem Untergange nähern, obgleich das Christenthum allgemein eingeführt war.

Wären die Geistlichen verheirathet gewesen, so wären die Pfarrstellen bald erblich geworden, ähnlich wie die weltlichen Lehnen, ohne daß der Sohn etwas zu lernen brauchte. Jetzt mußte sich die Geistlichkeit aus den Laien recrutiren; Schulen wurden angelegt, so unvollkommen diese auch anfänglich sein mochten. Manche Schüler traten nicht in den geistlichen Stand und so kamen Kenntnisse auch unter das Volk. Als durch die Kreuzzüge die Geister in große Aufregung kamen, als durch Reisen und durch die Berührung der verschiedenen Völker mancherlei Kenntnisse sich verbreiteten; als der Handel die Gewerbe hervorrief, da blühten die Städte auf und allmählig entstanden die Universitäten, anfänglich noch klösterlich eingerichtet, aber allmählig sich selbständiger entwickelnd.

Es ist ein allgemeines Geschick menschlicher Einrichtungen, daß so trefflich sie auch anfänglich sein mögen, so sehr sie das Wohl der Völker befördern, sie allmählig veralten und unbrauchbar werden, wosern dabei nicht auf geänderte Zeitverhältnisse Rücksicht genommen wird. So war das goldene Buch Benedigs einst trefflich ausgedacht, wurde aber später das Unglück der Republik, indem tüchtige Männer von der Verwaltung ausgeschlossen wurden; eben dieses war das Schicksal der Schweiz, bis das Jahr 1847 vielen Unrath dort auskehrte. Sagte einst Friedrich der Große von Preußen, daß der Adel die wichtigste Stütze der Monarchie wäre und daß nur er einen Begriff von Ehre habe, so sollte sein Ausspruch 20 Jahre nach seinem Tode durch die Schlacht von Jena und die schmachvolle Uebergabe der Festungen zu Schanden werden; denn nehmen wir das einzige Graudenz aus, welches durch seinen Commandanten erhalten wurde, so wurden alle Festungen und würde auch Colberg sogleich übergeben worden sein, hätte sich nicht der Commandant vor den Bürgern, der Canaille wie damals der Adel sagte oder der Demokratie wie es jetzt heißt, als seinen näheren Feinden mehr als vor den Franzosen gesürchtet*). Auf eine ähnliche Weise artete das Papstthum und die Geistlichkeit aus. Die Sorge für das Seelenheil wurde Nebenache, weltliches Wohl war ihr Hauptstreben. Dazu kam ein furchtbares Sittenverderbniß namentlich der Geistlichkeit und Alles sehnte sich nach einer Verbesserung der Kirche. Die schönen Beschlüsse des Conciliums zu Basel wurden durch einen eisenen Kaiser vereitelt und das Austreten von Luther war eine nothwendige

*) Daß der treffliche Gneisenau dabei das Seinige that, ist bekannt, aber er kam erst später und gehörte überhaupt einer Generation an, in welcher ein anderer Geist herrschte, als der gewöhnliche unter den Offizieren.

Folge dieser Verhältnisse. Wollte letzterer anfänglich nur die Sitten verbessern, so blieb ihm nichts übrig als völlige Trennung von der Kirche, nachdem er in den Bann gethan war. Sein Wort zündete in ganz Europa und wäre der unglückliche Streit mit Zwingli, der ganz an die vielen Streitigkeiten in Byzanz erinnert, nicht dazwischen gekommen, so wäre wahrscheinlich Alles vom Papste abgefallen. Jetzt verminderten sich die Peterspfennige und von dieser Zeit datirt sich vorzugsweise die Verfolgung der Wissenschaften.

Nachdem die Christen durch die Araber auf die Alten aufmerksam geworden waren, wurde besonders Aristoteles studirt, namentlich seine feine Dialektik bewundert und es bildete sich die scholastische Philosophie, welche bald, mit der Kirche verbündet, eben so hoch gestellt wurde als die Dogmen der christlichen Religion. Unter den Scholastikern finden wir eine Menge scharfsinniger Köpfe, aber das Ganze artete sehr bald in Spitzfindigkeiten aus, wie es bei dem Mangel an Real-Kenntnissen kaum anders möglich war. Dabei wurden die Köpfe aufgeregt durch Fragen, von welchen wir jetzt keinen Begriff haben. So ob Gott durch seine Allmacht etwas Geschehenes ungeschehen machen, ob er die allgemeine Natur, auch wenn keine Dinge wirklich vorhanden wären, hervorbringen und erhalten könne? ob Christus von seinem göttlichen Vater durch den Verstand oder den Willen, durch die Wesenheit oder das Attribut, frei oder nothwendig sei hervorgebracht worden? ob jede göttliche Person eine beliebige Natur annehmen, ob Gott ein Scarabäus sein könne? wie Christus, wenn er als Kürbis auf die Erde gekommen wäre, das Erlösungswerk hätte vollbringen können? Diese und ähnliche Fragen, welche wir doch nur Blasphemien nennen können, wurden unter dem Schutze der Kirche mit einem Eifer versocht, daß die Lehrsäle von dem Lärme wiederhallten.

Der menschliche Geist, besonders der ungebildete, bekümmert sich in der Regel weniger um das stets Wiederkehrende als um das Seltene; da aber das Seltene nur aus einer nicht immer vorhandenen Combination der Gesetze erfolgt, welche die oft wiederkehrenden Erscheinungen zeigen, so wird es als Vorbote von Glück oder Unglück angesehen, zumal da der Mensch geneigt ist alle Vorgänge in der Natur auf sich zu beziehen. Je unvollkommener der Zustand der Naturkenntnisse, desto mehr Wunder, das heißt Abweichungen vom eingebildeten Gange der Natur, sieht der große Haufe; je tiefer wir ins Innere der Natur dringen, desto mehr überzeugen wir uns, daß alles nach unwandelbaren Gesetzen erfolgt und daß die

Gotttheit diese nicht einem Menschen oder einem Volke zu Liebe außer Thätigkeit setzt. Aber da bei diesen ungewöhnlichen Erscheinungen vieles nicht beobachtet oder übersehen ist, so giebt es dem ungebildeten Geiste desto mehr Stoff zu Speculationen. Wir selbst haben ein merkwürdiges Beispiel der Art erlebt. Die sogenannte gebildete Welt hatte sich an den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn satt gelesen, Onkel Toms Hütte war noch nicht da und in dieser Zwischenzeit erschien ein Buch, welches für den Mann vom Fach viel Treffliches, für den nicht Vorgebildeten viel Unverständliches enthält, der Kosmos von Humboldt. Wie einige Jahre später die Crinoline wurde es als ein Gegenstand der Mode behandelt, man sah es als eine Art Roman an und konnte die lächerlichsten Discussionen darüber hören. Man rühmte, die Naturwissenschaften wären dadurch plötzlich ein Gemeingut aller Gebildeten geworden und Alles sehnte sich nach Entdeckungen. Da bot sich eine treffliche Gelegenheit dar zu einem Examen rigorosum. Mistreß Fox und der durch seine Humbugs bekannte Barnum rückten in Amerika Tische und schneller als die körperliche Cholera verbreitete sich diese geistige Cholera über die alte und neue Welt. Wenn das Kind durch die Peitsche einen Kreisel oder durch einen Bindfaden eine Windmühle dreht, ohne daß Jemand etwas dagegen hat, warum soll man es den Erwachsenen, die nichts Besseres zu thun verstehen, verargen Tische zu drehen? Aber sogleich bei der Erklärung zeigte sich die größte Ignoranz. Leute, die von den einfachsten Wirkungen der Kräfte keinen Begriff hatten, suchten die Ursache in der Ferne, so daß man in dem von ihnen Gesagten und Geschriebenen nur die einzige umfassende Erklärung von Magnetismus und Electricität finden konnte, als denjenigen Kräften, aus welchen Leute, die nichts von Magnetismus und Electricität verstehen, alles Mögliche ableiten. War anfänglich die Geschichte lächerlich gewesen, so erreichte der Unsinn den höchsten Grad und man glaubte sich in die Zeiten des crassesten Aberglaubens versetzt, als die Tische schrieben und die Zukunft voraussagten. Was man auch dagegen sagen mochte, man wurde als Ungläubiger verletzert; ich selbst hatte dieses Schicksal und es tröstete mich auch in anderer Hinsicht die Betrachtung, wie leicht es ist verletzert zu werden, wenn man nicht immer in unvollkommen beobachteten oder erzählten Natur-Erscheinungen ein Wunder sehen will.

Solchem Unsinn kann nur ein genaues Studium der Natur entgegen wirken und Luthers großer Gefährte beim Reformationswerke hielt deshalb die Physik als Bekämpferin des Aberglaubens für eine der wichtigsten

Hülfswissenschaften der Theologie; seine darüber erschienenen Vorlesungen gehören mit zu den besten Darstellungen der Physik jener Zeit.

Gegen die nutzlosen Speculationen der Philosophen waren schon früher Roger Baco, Jordanus Brunus, Campanella und Andere aufgetreten, entschiedener that dieses Galiläi. In der Physik gilt die Autorität nichts; es ist hier nicht wie bei einem Dichter, wo man die verschiedenen Lesarten vergleicht, um den rechten Sinn zu erhalten; hier giebt es nur ein Buch und dieses ist das Universum. Um aber dieses Buch zu lesen, muß man seine Sprache und Charaktere kennen; geschrieben ist es in mathematischer Sprache und seine Charaktere sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren; ohne die Kenntniß von diesen ist kein Verständniß möglich. Dieser Ausspruch bildet die Basis aller Arbeiten G.'s und wenn später, namentlich in den letzten Decennien, unsere Kenntniß der Naturgesetze so gefördert worden ist, so ist es durch Anwendung dieses Satzes geschehen*). Diese Arbeiten haben auch die Richtigkeit des von ihm so oft ausgesprochenen Satzes erwiesen, daß man zuerst die täglich wiederkehrenden Erscheinungen studieren müsse; um also die Bahnen der Himmelskörper kennen zu lernen, müssen wir zunächst sehen, nach welchen Gesetzen ein Stein fällt. Daneben trat er gegen die damals allgemein verbreitete Ansicht über die vielen Eigenschaften der Körper auf. Es gab damals schwere und leichte, warme und kalte, süße und saure u. s. w. Körper, aber alle diese Eigenschaften sind nicht wesentliche, während Gestalt und Bewegungen wesentlich sind. Ein schallender Körper bewegt sich; erst dadurch, daß seine Bewegungen sich durch die Luft fortpflanzen und auf unser Ohr wirken, tönt er, aber seine Bewegungen dauern fort, auch wenn kein Ohr vorhanden ist. Schwer sind alle Körper; steigen einige in die Höhe wie Holz im Wasser, so liegt der Grund in der verschiedenen Dichtigkeit. So erheben sich auch Körper in der Luft dadurch, daß sie weniger dicht sind als letztere, wie die Flamme. Die Schwere der Luft wird häufig von G. erwähnt; um ihr Gewicht zu finden nehme man ein Glasgefäß mit weitem Halse, wiege es

*) Bekanntlich nannten Schelling, Hegel und Consorten die Physiker rohe Empiriker und Zahlenkrämer, indem sie meinten, die Naturgesetze könnten nur durch Speculation gefunden werden. Aber in Vergleich mit der großen Zahl von Thatfachen, welche in diesem Jahrhundert durch die Empiriker gefunden sind, kann keine einzige angeführt werden, die durch Speculation entdeckt wäre. Wohin letztere führe, hat Hegel wohl dadurch gezeigt, daß er zu einer Zeit, wo die Ceres wieder gesehen war, eine Abhandlung schrieb, die Beobachtung von Piazzi wäre eine Täuschung. In das Exemplar dieser Abhandlung, welches er dem Herzoge von Gotha schickte, soll letzterer geschrieben haben: *Monumentum insaniae*,

zuerst, erhize es dann, so daß möglichst viel Luft ausgetrieben wird, schmelze den Hals schnell zu und wiege es. Nach der Erkaltung wird der Hals unter Wasser geöffnet, durch das eintretende Wasser erfährt man das Volumen der verschwundenen Luft, und damit zugleich ihr Gewicht.

Es würde zu weit führen, eine Menge Einzelheiten aus seinen Schriften anzuführen, alle zeigen wie sehr er bei seinem klaren Verstande Gegner der herrschenden so innig mit der Kirche und dem Peterspfennige verbundenen Philosophie war. Dadurch aber erweckte er viele Feinde, namentlich unter den Jesuiten. Es war die Aufgabe der letzteren, der Kirche ihren früheren Glanz wieder zu verschaffen; daher traten sie mit Pomp bei ihren Prozessionen auf und um das weit verbreitete Luthertum, das Gift der Aufklärungsperiode, wie sie es mit einem neueren Ausdrucke nennen würden, zu vertreiben, wirkten sie vorzugsweise auf das weibliche Geschlecht, indem sie sagten, bei ihm wäre der Glaube inniger als bei den kritischprüfenden Männern. Darin kann man ihnen Recht geben, deshalb aber interessirten sich auch Frauen vorzugsweise für die Hexenprozesse und neuerdings für das Tischrücken, deshalb haben sie so häufig Ahnungen, deshalb auch prophezeien sie aus einem Kometen oder aus Träumen alles Mögliche. Um die Jugend zu gewinnen, legten die Jesuiten Schulen an; so nöthig sie das Latein hielten, wurden doch nicht sowohl die Alten als jesuitische Schriftsteller gelesen, wobei man an die sogenannten christlichen Gymnasien in Pommern*) und das neue Schullehrer-Seminar in Mecklenburg erinnert wird. Waren die Schüler nur dem Orden folgsam, so war ihre Moral gleichgültig. Man wird bei Betrachtung ihrer Schulregulative ganz an das erinnert, was die Preussische Regierung 1825 an die Universitäten schrieb, als dort eine Anzahl tüchtiger junger Leute für das Wohl des Vaterlandes schwärmten und eine Masse Sauerteig aus dem Studentenleben entfernen wollten: „duldet die Landsmannschaften mit all ihrem Unzuge, aber unterdrückt jede Spur von Burschenschaft.“

Obgleich die Schrift von Copernicus verboten war, ließ man Galiläi ruhig arbeiten, Papst und Jesuiten billigten sein Werk, denn mit der Schlacht auf dem Weißen Berge schien Alles gewonnen; polnische Pfaffen wurden in Menge nach Böhmen transportirt, da sie der slavischen Sprache mächtig waren und unter den Böhmen sich wenige katholische Geistliche

*) Hätte ich für ein solches Gymnasium den Plan zu entwerfen, so würde ich für das Latein keinen andern Schriftsteller zulassen, als den Malleus maleficorum; das Latein ist zwar schlecht, aber die Jugend findet darin nichts vom Gifte der Aufklärung.

fanden; Lichtensteinische Husaren endlich vollendeten das Werk der Bekehrung. Oesterreich führte es durch, ein gebildetes Volk in das zu verwandeln, was man in Deutschland, „Stoßböhmern“ nennt. Aber es ist stets ein bedenkliches Ding, einem Volke seine Religion und namentlich seine Sprache zu nehmen. Letzteres ist unter Anderem im nördlichen Deutschland und in Preußen geschehen und gegenwärtig sehen wir diesen Umbildungsprozeß in Graubünden*), aber in allen diesen Fällen geschah es ohne Befehle, das gebildete Volk erhielt von selbst das Uebergewicht. Unterdrücken kann man auf einige Zeit eine Sprache mit Gewalt, aber später erneuert sich der Streit um so heftiger, wie wir dieses gegenwärtig in Böhmen sehen.

So schien Alles für Rom gewonnen, da erschien Gustav Adolph, der nach Einigen sogar ein Schüler Galiläi's gewesen sein soll, auf dem Kampfsplatz und wer weiß, wohin er durch die Umstände geführt wäre, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod fortgerafft. Der päpstliche Stuhl erzitterte und gerade in diese Zeit fällt der Prozeß von Galiläi; die Grausamkeit seiner Verfolgung ist nun wohl erklärlich.

Strenger als früher schied sich jetzt die katholische Welt von der kezerischen; Bücher aus dieser durften nach jener nicht gebracht werden und waren ja einzelne wissenschaftliche Arbeiten aus kezerischen Ländern nöthig, so wurde der Titel ausgeschnitten und ein neuer mit dem Namen eines katholischen Verfassers und Verlagsortes gedruckt. Aber solche geistige Absperrung ist nur da möglich, wo jeder Handel und Verkehr durch eine chinesische Mauer verhindert wird; wenn wir aber z. B. in unseren Tagen sehen, daß die erste beste Laune, welche eine Pariser Schneidermamsell oder eine Abonnirte im Chateau des fleurs hat, von der ganzen Damenwelt nachgeahmt wird und nachgeahmt werden muß, so werden wir es auch für ein vergebliches Bemühen halten müssen, den von derselben Seite kommenden Ideen den Eingang zu versperren und die Ereignisse der Jahre 1830 und 1848 in verschiedenen Ländern waren eben nur die neueste Pariser Mode.

Es ist in protestantischen Ländern so viel von dem gegenseitigen Ver-

*) In Thur waren vor etwa mehr als 100 Jahren wenige Leute, welche Deutsch sprachen, jetzt verstehen wenige noch Romanisch, selbst in abgelegenen Thälern des Cantons fand ich stets deutsch redende Leute. Auf dieselbe Weise breitet sich im nördlichen Deutschland das Hochdeutsch als die Schriftsprache aus; daß man aber auch in dem verdrängten Plattdeutsch gut schreiben könne, beweist gegenwärtig Feiß Neuter, der zugleich den Beweis liefert, daß nicht alle Mecklenburger so denken wie die bewußten Mecklenburger.

hältnisse von Schule und Kirche die Rede; für denjenigen, der sehen will und dem die Geschichte wirklich eine Lehrerin ist, wie man den Schulknaben beim Anfange des Geschichtsunterrichtes sagt, haben die katholischen Länder diese Fragen auf eine genügende Weise beantwortet, denn allenthalben eilten die Wissenschaften und die Völker schnell rückwärts. In Madrid erschien nach 1671 ein Abdruck der alphonstinischen Tafeln mit dem ausdrücklichen Bemerkten, daß sie weit sicherer wären als alle spätern und daraus kann man es sich erklären, daß die Unterhandlungen von Galiläi mit der spanischen Regierung über die Anwendung der Jupiterstrabanten zur Längengabestimmung scheiterten. Hatte in Italien einst eine solche Anstrengung körperlicher und geistiger Kräfte geherrscht, daß z. B. in Florenz derjenige von den allein stimmberechtigten Zünften ausgeschlossen wurde, der seine Zeit nicht nützlich verwende, so entstand durch Wirkung der Pfaffen der jetzige Zustand des Volkes: denn während dort der arme Bauer fast ärger als ein westindischer Sklave arbeitete, um nur sein Leben zu fristen, hatte der Wohlhabende nichts Besseres zu thun, als seine Zeit in Kaffeehäusern zuzubringen, da ihm jede geistige Beschäftigung untersagt war*). Ebenso war es in Spanien und wenn Polen durch eigne Demoralisation zu Grunde ging, so war die Ursache dieselbe. Das arme Deutschland wurde durch eben diese Umtriebe und den dreißigjährigen Krieg, zu welchem uns der gegenwärtige Kampf in Nord-Amerika ein Seitenstück liefert, in die Masse Länder-Lappen getheilt, aus denen es zum Theile noch jetzt besteht und welche Freiherr v. Stein mit einem Worte so schön charakterisirt; aber auch hier zeigt sich derselbe Gegensatz. Denn wenn auch durch Kaiser Joseph und König Maximilian von Baiern etwas Licht nach dem Süden gekommen ist, so ist die ganze schöne Literatur der Deutschen doch bei weitem vorwaltend protestantisch, ja die Schriften unserer Klassiker waren bei ihrem Erscheinen in Oesterreich verboten, so daß Göthe die schöne Kenie machte:

Eins nur soll mich verdrießen bei meinen lieben Gedächtnen,

Wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt.

Man hat häufig gesagt, daß Cartestus und Baco von Verulam die Reform der Wissenschaften bewirkt hätten. Eine Prüfung dieser Behauptung würde

*) Jetzt geht es schnell zum Besseren. Seit der Stiftung des Königreiches Italien werden die Elementarschulen von einer mehrfach größeren Zahl von Schülern besucht als früher und ebenso werden Gymnasien und Universitäten verbessert (Mündliche Mittheilung des früheren Unterrichts-Ministers Matteucci).

hier zu weit führen. Baco hat allerdings in seinem *Novum Organon* eine Menge von Sätzen systematisch zusammengestellt, dieselben Wahrheiten finden wir bei Galiläi zerstreut, zugleich aber zeigte dieser die Anwendung derselben auf die Natur-Erscheinungen, während die Arbeiten von Baco sehr stümperhaft sind. Cartesius sprach eine Menge Sätze und Naturgesetze aus, welche wir auch bei Galiläi finden, ohne diesen zu nennen; wie sehr er Plagiator war, wissen wir aus dem Gesetze für die Brechung des Lichtes; nennt er Galiläi in seinen Schriften, so geschah es meistens in der Absicht diesen zu tadeln, wo er sich geirrt hatte. Bei dem Verbot von Galiläi's Schriften in katholischen Ländern und dem schwachen literarischen Verkehre in jener Zeit konnte das wahre Verhältniß unentdeckt bleiben und spätere Gelehrte haben sich selten die Mühe gegeben, zu vergleichen. Es wäre sehr zu wünschen, daß Jemand die zerstreuten Bemerkungen von Galiläi zusammenstellte.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Man hat der römischen Kirche als solcher häufig den Vorwurf gemacht, daß sie die Denker zum Scheiterhaufen verurtheilt habe, aber mit Unrecht. Die Hinrichtungen sind überhaupt seltener geworden und die Geistlichen haben nicht mehr die frühere Gewalt. Aber nicht bloß bei den Katholiken finden wir diese Verfolgungen, sondern ebenso bei den Protestanten. Als die Ketzerverfolgungen bei den Katholiken den Namen der Hexenprozesse annahmen, ahmten Lutheraner und Reformirte denselben nach, um auch von ihrer Seite Europas Cultur-Geschichte mit dem größten Schandflecke zu bedecken. Als nun ein protestantischer Prediger, Becker, den Hexenglauben angriff, wurde er abgesetzt und verfolgt und ebenso flüchtete Thomastus von Leipzig nach Halle, denn in Dresden war der Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt, weil auch er den Hexenglauben für Wahm erklärte. Es war freilich eine Zeit, wo der Geist des wahren Christenthums, der Religion der Liebe und Duldung, vergessen war, wo dogmatische Spitzfindigkeiten und ein Schwören auf Luthers Worte die Hauptsache bildeten. Wer weiß wohin dieses geführt hätte, wäre nicht ein Mann aufgetreten, der diese Spitzfindigkeiten bei Seite ließ und mehr auf christliche Moral sah. Auf der neu gestifteten Friedrichs-Universität zu Halle wurden fast ein ganzes Jahrhundert hindurch Preußens Prediger gebildet, hier lehrte August Hermann Francke und sein großes Werk zeigt, wie sehr es ihm Ernst mit christlicher Liebe war.

Es ist ferner den Katholiken so häufig der Vorwurf gemacht worden,

daß sie die Geschichte nach ihrer Weise verdrehten. Dasselbe gilt eben sowohl von den Protestanten. Habe ich doch von einem fleißigen Besucher der Kirche, in welcher er freilich häufig geschlafen haben soll, wie er denn seine äußere Religiosität mehr zum Deckmantel seiner Herrschsucht gebrauchte, bei einer öffentlichen Schulprüfung gehört, Lessing dürfe wegen seiner Irreligiosität in keiner Geschichte der deutschen Literatur genannt werden*). Dann darf man sich freilich nicht wundern, daß Gibbon von der sogenannten frommen Partei so verletzert wird, weil er in seiner Geschichte nicht bloß christliche, sondern auch heidnische und arabische Quellen benutzte; um so höher aber steht er wegen seiner Wahrheitsliebe bei jedem Andern.

Auch darin haben sich beide Parteien nichts vorzuwerfen, daß sie den Regenten so häufig vorpiegelten, durch Geistesdruck, oder wie sie es nannten, durch Religiosität, würde das Wohl ihrer Staaten befördert. Hob zur Freude Roms der entnernte Ludwig XIV. das Edict von Nantes auf, hielt Ludwig XV. streng auf Ausübung der äußerlichen Kirchengebräuche, so war ihr übriges Leben doch so beschaffen, daß man in dem Schicksale der letzten Bourbonen das Gottesgericht erkennen muß; ja sagte Ludwig XIV. als er alle Rechte des Volkes mit Füßen trat: *l'état c'est moi*, so ist eine nothwendige Consequenz davon das *Botum: la mort sans phrase*, welches Sieyes bei der Abstimmung über Ludwig XVI. gab. Auf dieselbe Weise unterschrieb Friedrich Wilhelm II. von Preußen das berühmte Böllnersche Religionsedict, vielleicht ohne es einmal gehörig gelesen zu haben, da er seine Zeit zu den Besuchen der Madame Riez und der Mutter der später katholisch gewordenen Herzogin von Röhren weit nöthiger hatte. Haben doch auch die letzten Fürsten von Hessen-Cassel mit Hrn. v. Hassensflug sehr viel auf äußere Formen gehalten. In der Beobachtung der letzteren sehen ja viele Leute das ganze Wesen der Religion, ähnlich wie der bigotte Jude es für das größte Vergehen hält, Schweinefleisch zu essen, während er in allen übrigen Handlungen ein sehr weites Gewissen hat.

Die Naturforscher werden allerdings jetzt nicht bloß geduldet, sondern ihre Arbeiten auch möglichst unterstützt, aber ich bin weit entfernt von dem Stolze zu glauben, daß dieses wegen ihres inneren Werthes geschehe. Man hat gesehen, daß sie manches hübsche Kunststück lehren, unendlich wichtiger ist ihr Einfluß auf die materiellen Interessen, dieser und nur

*) Da der Mann beim Schulwesen eine Stimme hatte, ja bei seiner Herrschsucht nur seinen Willen durchsetzte, so kann man sich den nachtheiligen Einfluß denken, den er auf die hohen und niedrigen Schulen hatte.

dieser allein ist ihr Schutz. Es giebt aber zwei viel besprochene Folgerungen aus der Bibel, die beide nicht haltbar sind, zuerst die Chronologie, da das Menschengeschlecht wenigstens 10 Mal so lange besteht, als Clavius und Petavius herausgerechnet haben; sodann die Drehung der Erde, von der ein Jeder ebenso überzeugt sein kann, als davon, daß er gefallen ist, wenn er aus stehender Stellung plötzlich in horizontaler Lage mit dem Boden in Berührung kommt. Es sind aber gerade diese Thatsachen, auf welche die Theologen ein so großes Gewicht legen und wegen derer die Naturforscher so häufig mit Bannsprüchen belegt werden. Dazu kommt, daß in vielen Aeußerungen der Bibel Manches gesucht wird, was nicht darin liegt. Wir haben das schöne Bild von dem Regenbogen nach der Sündfluth als Zeichen der Versöhnung Gottes mit den Menschen. Diese herrliche Erscheinung, welche bei vielen Völkern als eine Verbindung zwischen dem Himmel und der Erde aufgefaßt wird, mußte den Bewohnern von Palästina und Aegypten um so erhabener vorkommen, da bei den dortigen klimatischen Verhältnissen ganze Generationen absterben können, ohne daß Jemand einen Regenbogen gesehen hat. Wenn nun aber Interpreten daraus folgern, daß der Herr den Regenbogen erst nach der Sündfluth erschaffen habe, so würde daraus nothwendig zugleich folgen, daß vor der Sündfluth alles schwarz oder grau gewesen sei*). Häufig sind es ganz aus dem Zusammenhange gerissene Stellen, welche man den Naturforschern entgegenstellt und welche alte Jungfern dann bewundern. So ist es mit den zu Galiläi's Zeit so viel erwähnten Worten: Terra in aeternum stat, aber die ganze Stelle lautet nach der Vulgata: Generatio praeterit et generatio advenit: terra autem in aeternum stat, oder nach Luthers Uebersetzung: Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich (Spr. Salom. I, 4). Ganz dasselbe gilt von der Erschaffung der Welt. Alle Religionen beginnen mit einer Geologie; will man Gottes Macht verherrlichen, so giebt es keine schönere Darstellung als die in der Genesis: Der Herr sprach und es ward. Lasse man sie als ein solches Lobgedicht stehen. Aber sie mit den Erfahrungen in Einklang bringen wollen und nun die sechs Tage zu eben so viel geologischen Epochen machen, heißt um einen beliebten Ausdruck der Frommen zu gebrauchen, in das Wort Gottes den Schlamm der Aufklärungsperiode bringen. Wollen die Theologen einmal die Naturforscher zurückweisen, so mögen

*) Die Sklavenbarone Nord-Amerikas könnten dann ebenso consequent sagen, daß Ham's verfluchtes Geschlecht der Färbung nicht theilhaftig geworden sei.

sie sich zunächst die nöthigen Kenntnisse in den Naturwissenschaften erwerben; diese lassen sich aber nicht bloß aus populären Büchern erlernen, erst muß man Vieles sehen und dann erst ist man im Stande Bücher zu verstehen. Dieses Sehen ist zunächst nur auf den Universitäten und in ihren Sammlungen möglich, aber seit mehr als 20 Jahren wo ich hier bin, hat sich noch nie ein Studierender der Theologie um diese Dinge bekümmert, und wenn daher ein solcher Jüngling unserer Universität darüber sprechen wollte, so würde es nach dem Sprichworte dasselbe sein, als ein Blinder über die Farben*).

Das Unglück bei allen diesen Discussionen ist der Mißbrauch, den die Herrschsucht von der Religion macht. Wie wenig hier die äußere Form genügt, zeigen uns die Engländer am besten. Während auf die strenge Sonntagsfeier gehalten wird, giebt es dort viele Tausende, welche nie in die Kirche kommen, weil sie den theuren Kirchenplatz nicht bezahlen können; statt für diese zu sorgen, schicken sie Missionare nach fernem Gegenden, um Uneinigkeiten unter den dortigen Völkern zu erzeugen und das Land dem englischen Löwen zu unterwerfen, und während die eine Hand die Kanonen abschießt, um die Chinesen zum Kaufe des demoralisirenden Opiums zu zwingen, reichen sie ihnen mit der andern Tractätchen, von denen das Volk nichts versteht.

Und wie oft wird die Religion mit Dingen in Verbindung gebracht, die gar nichts damit zu schaffen haben. Heißt es, der einen Blitzableiter auf seinem Hause hat, sei weniger religiös als der ohne einen solchen, so klingt dieses für eine gewisse Parthei sehr schön; wollte aber Jemand sagen, ein Mensch, der in Lumpen gehüllt im Winter im Freien bleiben muß, sei religiöser als derjenige mit warmer Kleidung und Wohnung, so würde doch Jeder sagen, hier wäre die Gränze zwischen gesundem Menschenverstande und Uebergeschnapptsein überschritten, zwischen beiden Behauptungen

*) Abgesehen von aller dogmatischen Polemik ist es zu wünschen, daß die Geistlichen in ihren Predigten doch nicht ohne gehörige Kenntniß über Naturverhältnisse sprechen. Wenn wir nur schädliche Thiere verfolgen, so fordert dieses die Selbst-Erhaltung, aber die uns widerlichsten Pflanzen und Thiere sind nach Gottes Ordnung ebenso nöthig und die gänzliche Ausrottung derselben hat oft nachtheilige Folgen gehabt. Wenn mir aber einst am Himmelfahrtstage die Andacht dadurch fortgepredigt wurde, daß es hieß, das Ereigniß dieses Tages würde einst dahin führen, daß der Löwe mit dem Lamme spiele, so steht in der Bibel nichts vom Sündenfalle der Thiere, und selbst wenn der Löwe bloß Pflanzen essen wollte, so sind seine Zähne nicht dazu eingerichtet; man mache den Versuch und füttere die Katze bloß mit Heu.

ist der einzige Unterschied, daß den einen Schutz jeder Wilde bald findet, zur Entdeckung des andern aber eine fortgeschrittene Cultur nöthig ist.

Man darf nur die evangelische Kirchenzeitung oder die Kreuzzeitung lesen, um eine Masse von ähnlichen Sachen zu finden. Bald ist es, um einige Beispiele zu erwähnen, ein Pastor loci, der gegen das Turnen als irreligiöse Beschäftigung auftritt, weil in der Bibel nichts davon stehe und es von dem heidnischen Plato empfohlen sei; bald sehen wir, wie im preussischen Herrenhause unter großem Beifalle der Partei behauptet wird, der Kampf der Regierung mit dem Abgeordneten-Hause sei der Kampf von Christus mit dem Antichrist.

Möge es geschehen, daß Behauptungen dieser Art immer seltener werden; den Theologen kann ich nur zurufen: erfüllet eure schöne Aufgabe und zeigt den Weg zum Himmel, überlaßt es aber den Naturforschern zu untersuchen, ob der Himmel sich drehe oder nicht. Thut Jeder das Seine, so ist uns Allen geholfen.

L. T. Kämp.

Der Nil und der Suez-Kanal im Jahre 1864.

Mit einer Karte.

Negypten hat, seit der ausschließlich auf die innere Entwicklung des Landes gerichteten Thätigkeit der Vicekönige Said und Ismael Pascha, sich so sehr verändert und bietet gegenwärtig ein so bereichertes Feld der Beobachtung und Bewunderung dar, daß es immer wieder gerechtfertigt erscheinen mag, den Versuch zu wagen, aus der Fülle frischer Reiseerinnerungen ein Bild dieses Wunderlandes zu entwerfen. Wird dasselbe doch auch, nachdem die Schwierigkeiten, mit denen der Wanderer bisher dort zu kämpfen hatte, völlig beseitigt sind, ein immer gewöhnlicheres Reiseziel und somit ein Gegenstand immer allgemeineren Interesses für die Bewohner aller europäischen Länder.

Mit Vermeidung der Wiederholung alles dessen, was man als Vorbereitung zu einem Aufenthalte in Aegypten aus jedem Reisehandbuch schöpfen kann, sei nur erwähnt, daß wer bisher in der Absicht die Nilreise zu machen in Cairo anlangte, etwa drei Monate zu verwenden haben mußte, um die ersten Nilatarakte bei Assuan zu erreichen und nach Cairo zurückzukehren. Er mußte eine Dahabieh, oder ein mit einer Kajüte versehenes Boot mietben, das mit der Beköstigung für etwa 4 Reisende und die Mannschaft 8000—10,000 Francs kostete. Nur einzelnen bevorzugten Reisenden gab der Vicekönig Dampfer, die, ihre Dahabieh ans Schlepptau nehmend, sie bis an das Ziel ihrer Reise und zurückführten.

Von dem Wunsche geleitet, einer größeren Zahl von Reisenden die

Möglichkeit einer schnelleren und billigeren Nilreise zu gewähren, gestattete der gegenwärtige Vicekönig Ismael Pascha seinem Marine-Minister Latif Pascha, zwei große Dampfer, Feruz und Roschid, eigens für Luftfahrten auf dem Nil auszurüsten zu lassen. Diese Ausrüstung geschah in der vollständigsten Weise; den Reisenden sollte der größte Comfort in Hinsicht der Wohnung, der Beköstigung und Bedienung auf dem Schiff gewährt werden; durch Anstellung eines Führers und Dolmetschers sollten die Reisenden im Stande sein, alle Denkmale und sonstigen Sehenswürdigkeiten an den Ufern des Nils kennen zu lernen; ein Schiffsarzt sollte bei Krankheitsfällen Hülfe gewähren. — Dieses mit größter Liberalität entworfene Programm ging auf die befriedigendste Art in Erfüllung.

Am ²⁹/₁₆. Dec. v. J. schifften sich 30 Reisende auf dem Feruz in Bulak, dem Hafen von Cairo, ein und zahlten ein jeder 30 Pfd. St. oder 38 Napoleons für eine geräumige Kajüte mit Beköstigung und Bedienung. In den unteren Räumen des Dampfers waren 56 Kajüten und ein Salon für die Damen, auf dem Vorderdecke ein großer Speisesaal mit Fenstern nach allen Seiten und einer ihn umgebenden verdeckten Gallerie; über diesem Speisesaal ein offenes Verdeck, von dem aus das Auge fast in alle Richtungen schweifen konnte.

So früh am Morgen jeder Reisende wollte, genoß er Thee oder Kaffee; um 11 Uhr wurde ein gemeinschaftliches Frühstück, aus 5 warmen Speisen und einem Dessert bestehend, servirt; um 5 Uhr ein Mittagessen von 6 Speisen nebst Dessert aus Obst und eingemachten Früchten; endlich am Abend Thee mit Arrak, Cognac &c. Der Wein ward von den Reisenden besonders bezahlt. Der Dampfer führte eine große Barke am Schlepptau, auf der Hammel, Geflügel und Gemüse aller Art geladen waren. Viele Speisen waren in Conserven mitgenommen worden, und wenn der Tisch stets reichlich mit Fleisch versorgt war, so war es ein besonderes Verdienst des Haushofmeisters, da durch eine furchtbare Viehseuche wenige Monate zuvor über 300,000 Stück Hornvieh in Aegypten gefallen waren und ein Pfund Rindfleisch 2 Francs kostete.

An den Landungsplätzen, von denen aus Excursionen zu unternehmen waren, standen Böte, Esel und Pferde zum Dienste der Reisenden für geringe Vergütung in Bereitschaft.

Die aus den verschiedensten Nationalitäten bestehende Reisegesellschaft hatte sich bald nach Sprachen und gegenseitigem Wohlgefallen in Gruppen gesondert, Alle indeß verband das Bedürfnis sich im Genuß der Reise nicht

hinderlich zu sein. War der Tag mit Beschauen der Alterthümer oder der Uferlandschaft, auf Jagdexursionen oder sonst wie verwandt worden, so versammelte sich die Gesellschaft am Abend im hell erleuchteten Speisesaal, um Karten, Domino, Dame oder Schach zu spielen, oder wurde auf dem im Speisesaale stehenden Piano Musik gemacht. Dem Programm der Reise gemäß war hinlänglich Zeit gegeben, alle Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. In Theben z. B. blieb man 3 Tage, um Luxor und Karnak auf dem rechten, Medinet Abu, das Memnonium, die Kolosse und die Königsgräber auf dem linken Nilufer zu besuchen. Ebenfalls 3 Tage verweilte man in Assuan, um die wunderbaren Denkmale der Insel Phylä in Nubien, die ersten Katarakte des Nils mit ihrer wilden Felsenlandschaft und die Insel Elephantine kennen zu lernen. Am 10. Jan. (29. Dec.) hatte die Reisegesellschaft dieses fernste Ziel ihrer Reise erreicht und am $20/8$. Januar war sie nach Cairo zurückgekehrt, mithin hatte die ganze Reise nur 24 Tage gedauert.

Als nach der Rückkehr einer der Reisenden Gelegenheit hatte dem Vicekönig seinen Dank dafür auszusprechen, daß er dieses früher nicht gekannte Reismittel geschaffen, bezeugte sich der Vicekönig sehr zufrieden mit dem Erfolg dieser ersten Exursion und äußerte die Absicht, bei Eintritt des Hochwassers im Nil, einen kleinen Dampfer über die ersten Katarakte gehen und zwischen den ersten Katarakten bei Assuan und den zweiten bei Wadi Galfa stationiren zu lassen, für diejenigen Reisenden, die Nubien erreichen wollten.

Ist nun der gewöhnliche Tourist durch die ihm auf solche Weise dargebotenen Mittel in den Stand gesetzt, sich mit Leichtigkeit den heilsamen Einflüssen der nicht genug zu preisenden Luft Aegyptens hinzugeben und die unauslöschlichen Eindrücke in sich aufzunehmen, welche die gewaltigen Denkmale ferner Vergangenheit und eine in Lebensweise und äußerer Erscheinung eigenthümliche Bevölkerung mit der sie umgebenden exotischen Thier- und Pflanzenwelt erwecken, wie viel mehr wird diese neu gegründete Nilschiffahrt sich den Dank des Naturforschers, des Antiquars und des Landschaftsmalers verdienen müssen! Mit wieviel geringeren Opfern werden sie ihre Studien erkaufen, indem sie ihren Aufenthalt an jedem ihnen interessanten Ort, nach dem regelmäßigen Eintreffen der Dampfer werden einrichten können! Es wird in Zukunft der überschwänglich reiche Genuß, den die Nilreise gewährt aufhören das Privilegium der Reichen zu sein oder Derjenigen, die mehrere Monate darauf verwenden können;

die Fahrten mit den Dahabieh's werden nur Solchen vorbehalten bleiben, denen der Kostenpunkt gleichgültig ist und die in geschlossenem Kreise vertrauter Bekannten während eines längeren Winteraufenthaltes sich des milden heilsamen Klima's Aegyptens erfreuen wollen, ohne daß das oft lange Harren auf günstigen Wind ihnen lästig wird.

Wenige Tage nach der Rückkehr des Feruz von seiner ersten Reise ging er mit einer zweiten Reisegesellschaft ab, und in Zukunft sollen die beiden zu Nilreisen bestimmten Dampfer früher ihre Fahrten beginnen, um nicht durch den im Januar schon niedrigen Wasserstand des Nils in Gefahr zu gerathen, auf Untiefen zu stoßen.

Indessen hat sich gegenwärtig für den Reisenden in Aegypten das Feld der Beobachtung im Vergleich mit einer nicht fernen Vergangenheit unendlich erweitert; das alte Aegypten mit seinen gewaltigen Bauwerken und den ungelösten Räthseln, wie sie entstanden, ist fortan nicht das Einzige, was das Interesse des Reisenden fesselt; das neue Aegypten stellt sich gleichberechtigt ihm zur Seite, um Staunen und Bewunderung zu erwecken, wenn man wahrnimmt, wie der Ackerbau in Aegypten in kürzester Zeit in neue Bahnen gelenkt, ja zu höchster Blüthe entwickelt worden, und wie Industrie und Fabrikwesen, mit großen Geldmitteln ausgestattet, die Landesprodukte verwerthen.

Aus dem Streben des Vicekönigs Mehemed Ali nach einer dem türkischen Reiche gegenüber völlig unabhängigen Machtstellung ist durch den von den europäischen Großmächten garantirten Traktat vom Jahre 1841 eine hinsichtlich der innern Verwaltung, der Justiz, der Finanzen und des Militärwesens selbständige erbliche Herrschaft hervorgegangen, und nachdem seine nächsten Nachfolger die durch Monopolisirung aller Industrie und des Handels angesammelten Schätze durch unnütze Prachtbauten vergeudet hatten, während sie viele von ihm begonnene, zum Wohle des Landes gereichende Unternehmungen unvollendet ließen, ist in neuerer Zeit ein besseres Verständniß der zwischen Herrscher und Untertanen gemeinsamen Interessen eingetreten. Der Handel mit den Erzeugnissen des Bodens ist frei gegeben; was der Fellah erntet ist nunmehr sein eigen, und wenn er gleich noch vielfach den willkürlichen Steuererhebungen der Beamten Preis gegeben ist, denen statt des Gehaltes größere oder geringere Landestheile zur Steuererhebung angewiesen werden, so sind doch von oben her humane und zweckmäßige Vorschriften in allen Theilen der Verwaltung erlassen worden und der gegenwärtige Vicekönig ist eifrig bemüht den Miß-

bräuchen zu steuern und dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Daß dieses Ziel noch lange nicht erreicht ist, muß leider anerkannt werden; indessen bereichert sich der Fellah schnell durch die wunderbare Ertragsfähigkeit des Bodens und es fließen ihm bedeutende Summen durch den Verkauf seiner Produkte zu. Da er sein Geld weder in seiner den Körper nur dürftig deckenden Kleidung, noch in seiner kein schließendes Meubel enthaltenden Wohnung bergen kann, so vergräbt er es, um es vor der Habgier der Beamten und dem Diebstahl zu bewahren.

Der amerikanische Bürgerkrieg, der die amerikanische Baumwolle von den europäischen Märkten beinahe völlig verschwinden ließ, war von entscheidendem Einfluß auf den Ackerbau in Aegypten und hob ihn schnell auf eine früher nicht gekannte Höhe.

Der jetzige Vizekönig ist der größte Grundbesitzer und zugleich der erste Handelsmann und Industrielle seines Staates, und er hat nicht gesäumt vor jeder andern Kultur den Anbau der Baumwolle sowol auf seinen eigenen Ländereien möglichst auszudehnen, als auch bei seinen Unterthanen zu fördern. So sind 1863 in Aegypten 2 Millionen Kantar (1 Kantar = 100 Pfund) Baumwolle geerntet worden, von denen etwa $\frac{2}{3}$ dem Vizekönig gehören. Der Preis für die Baumwolle war schnell gestiegen, und im Januar d. J. ward ein Kantar in Alexandrien mit 250 Francs bezahlt. Der erweiterte Anbau der Baumwolle nöthigte, von dem bisherigen zeitraubenden Verfahren bei dem Reinigen der Baumwolle von den Saatkörnern abzugehen, und viele Egrenir-Maschinen zur Reinigung der Baumwolle anzulegen, bei denen Dampfkraft in Anwendung kommt*).

*) Die Egrenir-Maschine besteht in einem schmalen Tisch, vor dem ein Arbeiter (meist Kinder von 13—14 Jahren) sitzt, um die rohe Baumwolle einer mit weichem Leder überzogenen Walze, auf der in Spiralen Einschnitte angebracht sind zuzuschieben. Während die Walze sich dreht und die Fäden der Baumwolle faßt, bewegt sich ein flaches Eisen in gleicher Länge als die Walze dicht vor derselben auf und nieder, trennt die Saamenkörner von der Baumwolle und nöthigt sie durch ein Gitter zu fallen. Auf der Rückseite der Walze fällt die gereinigte Baumwolle in einen Korb. Da stets einige Baumwolle an den Körnern haften bleibt, so werden diese in einen Cylinder von Drahtgeflecht gethan und durch schnelles Umdrehen des Cylinders wird auch diese Baumwolle gewonnen, die dem Besitzer der Egrenir-Maschine verbleibt. Ein Arbeiter, der die Walze fleißig speist, kann bis zu 3 Kantar Baumwolle in 24 Stunden reinigen. Der Besitzer der Maschine erhält für den Kantar gereinigter Baumwolle 5 Francs und verkauft außerdem die Saat für 50—60 Francs den Kantar. In solchen Anstalten sind gewöhnlich 60—80 Tische aufgestellt, deren Besitzer einen großen Gewinn ziehen, da der Tagelohn der arbeitenden Kinder sehr gering ist.

Nächst der Baumwolle, ist der Anbau des Zuckerrohrs höchst einträglich, wengleich seine Verarbeitung große Kapitalanlagen erfordert. Auch in dieser Kultur geht der Vizekönig seinen Unterthanen voran. In der am Nilufer gelegenen Stadt Rhoda hat der Vizekönig seine großartigsten Fabriken gegründet. Dort steht man, wie den ganzen Nil entlang, viele Dampfchornsteine, gleichsam die Obelisken der Industrie, die schon aus weiter Ferne Fabrikanlagen ankündigen und in ihrem schlanken Bau mit den Minarets der Moscheen und den Palmen des Ufers wetteifern. In Rhoda sind in einem großartigen Gebäude die kostbaren und complicirten Vorrichtungen zur Zuckerbereitung aufgestellt. Hunderte von Kameelen tragen von nahe gelegenen, dem Vizekönig gehörenden Zuckerplantagen das Zuckerrohr herbei; die Walzen einer kräftigen Dampfmaschine zerquetschen das Rohr und der Saft strömt in große Behälter, aus denen er in kupferne Kessel gepumpt wird, um sich hier nach mehrfacher Bearbeitung zu verdicken und darnach in eiserne Trichter gegossen zu werden. Der sich nicht krystallisirende Zucker, die Melasse, wird zur Arrak-Bereitung verwandt, wozu in Rhoda gleichfalls eine große Fabrik angelegt ist. Außerdem sahen wir an demselben Orte weite Räume mit Vorrichtungen zur Reinigung der Baumwolle gefüllt. Alle diese Anstalten stehen unter Oberaufsicht englischer und französischer Techniker; die Arbeiter sind ausschließlich Fellah's die aus allen Theilen des Landes zur Arbeit in den Anstalten und auf den Feldern des Vizekönigs berufen werden und denen durchschnittlich etwa $\frac{1}{2}$ Fr. Tageslohn gezahlt wird. Die ausländischen Techniker und Dirigenten der Fabrikanstalten rühmen die Unstelligkeit und Intelligenz der Fellaharbeiter; indessen dauern diese Eigenschaften gewöhnlich nur bis zum 25. Jahre, später werden sie durch den Genuß des Opiums und des Haschi entnerwt und zu anstrengender Arbeit untauglich.

Der Vizekönig beschäftigt häufig seine industriellen Anstalten und den Anbau seiner Felder. Als die Reisegesellschaft des Feruz in Rhoda anlangte, befand sich der Vizekönig daselbst auf einem eleganten Dampfer. In sechs andern Dampfern befanden sich die Leibwache, eine Musikbande, die Reit- und Fahrpferde, die Küche, die Borräthe und die zahlreiche Dienerschaft.

Der Umstand, daß der jetzige Vizekönig die Zahlung eines Taglohnes für die bei seinen Privatunternehmungen geleistete Arbeit eingeführt hat — denn alle zu öffentlichem Nutzen erforderlichen Arbeiten, wie Bewässerungskanäle, Straßenbau zc., werden von den Fellah's ohne Lohn geleistet —

besonders aber die schnelle Zunahme der Privatleuten gehörigen industriellen Anstalten, werden allmählig eine Arbeiterklasse bilden. Bis jetzt existirt in Aegypten noch kein arbeitssuchendes Proletariat.

Der Fellah ist mit seiner ganzen Familie emsig auf dem ihm pachtweise überlassenen Landstücke beschäftigt; ist die leichte Arbeit verrichtet, so giebt er sich behaglicher Ruhe hin und sucht keinen anderweitigen Erwerb, denn er hat große Abneigung gegen jede Lohnarbeit. Der reiche Ertrag seiner Felder genügt ihm und den Seinigen, und trotz seiner oft großen Wohlhabenheit bleiben seine Bedürfnisse höchst beschränkt und seine Lebensweise nach europäischen Begriffen eine sehr ärmliche. Die Arbeit des aegyptischen Landmannes; des Fellah, beschränkt sich auf seinen kleinen Garten und seine Felder. Im Garten baut er verschiedenes Gemüse und zum Behufe der Kultivirung des Bodens betreibt er die Taubenzucht, in einer Ausdehnung, wie wohl in keinem andern Lande. Auf den Wohnungen der Fellah's oder in besonderen thurmähnlichen, aus rohen Erdziegeln aufgeführten, bunt angestrichenen Gebäuden, in deren Wänden in regelmäßigen Schichten Thouröhren eingesezt sind, mit aus dem Mauerwerk hervorragenden Baumzweigen, nisten viele Tausende grauer Tauben. Der Taubendünger wird gesammelt und als Kulturmittel in den Gärten angewendet, auch als theuer bezahlte Colombine in den Handel gebracht und nach Europa verführt. Die Colombine soll wirksamer sein als der beste Guano. — Auf den Feldern baut der Fellah Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Mais, Sorgho (Hirse), Weizen, Gerste, Sesam, Bohnen, Linsen, Flachs und zum Futter für sein Vieh Luzerne, Halseh-Gras und andere Futterkräuter. Die vom Fellah zu seinen Feldarbeiten und zu seiner Nahrung gehaltenen Thiere sind: Kameele, Büffel, Rinder, Pferde, Esel, Schafe und Ziegen. Diese Thiere weiden in den Luzernefeldern, indem ein Fuß derselben mit einem Strick an einen in den Boden geschlagenen Pflock angebunden ist. Das abgeweidete Feld wird sofort bewässert, worauf in kurzer Zeit das Gras wieder die erforderliche Höhe erreicht, um abermals abgeweidet werden zu können. Das ergiebige und hochwachsende Halseh-Gras wird größtentheils zu Heu getrocknet.

Die einfachen Ackergeräthe, die der Fellah gegenwärtig anwendet, sind nach den Bildwerken auf den ältesten Denkmälern zu schließen, seit Tausenden von Jahren dieselben; damals wie jetzt genügten sie für den leicht zu bearbeitenden Boden.

Was an Rindern von der im Jahre 1863 in Aegypten herrschenden

Biehseuche verschont geblieben war, zeigte durch Magerkeit und elendes Aussehen, daß die Seuche alle ergriffen hatte. Zum Glück für den Landmann waren alle übrigen Nutzhire nicht von der Seuche befallen worden. In richtiger Voraussetzung, daß es gefährlich wäre in den Nachbarstaaten Ankäufe von Rindvieh zu machen, bevor das einheimische völlig genesen, hat der Vicekönig nur große Pferdeankäufe in Syrien und andern nahe gelegenen Ländern angeordnet, um die dem Ackerbau entzogenen Kräfte zu ersetzen. Gleichzeitig hat der Vicekönig die Getreideausfuhr verboten, damit das wohlfeilere Brot das fehlende Fleisch ersetze.

Es ist ein für Aegypten höchst ungünstiger Umstand, daß die Herrschaft über dieses schöne Land nicht in der direkten Descendenz des Vicekönigs erblich ist, sondern auf den ältesten Nachkommen der Familie Mehemed Ali's übergeht. Aus diesem Grunde sammelt kein Vicekönig einen Staatsschatz an, sondern nur ein Privatvermögen, das seiner Familie, nicht aber seinem Nachfolger oder dem Staate zu Gute kommt. Kein Vicekönig hat bisher die Unternehmungen seines Vorgängers fortgesetzt und zur Vollendung geführt. Die Palläste der Vorgänger verfallen und es werden neue erbaut, selbst die großartige, mit ungeheuern Kosten von Mehemed Ali begonnene Eindämmung des Nils, durch welche das Nildelta zu noch größerer Ertragsfähigkeit gebracht werden sollte, ist diesem Schicksal verfallen. Seit vielen Jahren sind die Bogen und Einfassungen der Schleusen fertig, aber die Pforten der letzteren fehlen.

Unter diesen Umständen ist eine lange Herrschaft eines wohlgestimmten, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen besorgten und für den Landbau und die Industrie in seinem Lande sich interessirenden Herrschers ein besonderer Segen für Aegypten. Bei den riestigen Fortschritten, die dieses Land unter der Herrschaft des jetzigen Vicekönigs Ismael Pascha gemacht hat, muß es in kurzer Zeit eines der blühendsten und reichsten Länder der Welt werden, besonders wenn erst die reichen Aegyptier sich entschließen werden, ihre Söhne nach Europa zu senden, um sie dort auszubilden zu lassen.

Feldbau in Aegypten. *)

Mais oder türkischer Weizen. Am 1. August wird das Feld bewässert und sodann mit etwa 100 Kameellasten Dünger per Feddan bedüngt. Man säet in die Furche $1\frac{1}{2}$ Kete per Feddan, worauf das Feld

*) Die in Betracht kommenden Maße sind folgende: 1 Feddan = 3600 Qu.-Mètres = 1685 Qu.-Sachsen; 1 Urdeb = $1\frac{1}{24}$ Mq. Loz; 1 Kantar = 100 Pfd.; 1 Kete = $2\frac{3}{4}$ Pfd.

gerollt und in Quadrate getheilt wird. Alle 20 Tage wird bewässert, und die Ernte findet vom 1. bis 15. November statt. Vom Feddan erntet man 5 Ardeb Mais und 1000 Pfund Stroh.

Bohnen nach Mais. Sogleich nachdem der Mais geerntet worden, wird das Feld umgepflügt und 6 Kele Bohnen auf den Feddan gesät; die Saat wird leicht eingepflügt und das Feld gerollt. Die Ernte geschieht am 1. März und es werden vom Feddan 4 Ardeb Bohnen und 600 Pfund Stroh geerntet.

Flachs. Nachdem das Feld in Zwischenräumen von einem Monat dreimal gepflügt worden, wird die Leinsaat 6 Kele per Feddan am 15. November gesät und das Feld gerollt. Vom November bis zum 1. März wird das Feld zweimal mittelst der Nilüberschwemmung und zweimal mittelst Wasserräder bewässert. Am 1. März erntet man vom Feddan 3 Ardeb Leinsaat, 500 Pfund Flachs und 15 Centner Flachsöhnen, die zur Feuerung dienen.

Waizen. Das Feld wird zweimal gepflügt und zweimal bewässert, bei dem dritten Pflügen am 1. October werden 5 Kele Waizen auf den Feddan gesät. Am 15. April erntet man vom Feddan 5 Ardeb Waizen und 15 Centner Stroh.

Luzerne und andere Futterkräuter. Das Feld wird vom 1. bis 15. August bewässert und nach Abfluß der Ueberschwemmung werden 3 Kele Saat auf den Feddan gesät; fünfmal wird das Feld gemäht und nach jeder Ernte, oder nachdem das Feld abgeweidet worden, wird es bewässert, worauf man die Saat sich bilden läßt und 1 Ardeb vom Feddan erntet.

Sesam nach dem Futterkraut. Nachdem die Saat des Futterkorns geerntet worden, wird das Feld gepflügt und am 15. März bewässert. Am 30. März wird $\frac{1}{4}$ Kele auf den Feddan gesät und tief eingepflügt und gerollt. Das Feld wird in Quadrate getheilt und vom 30. April bis 1. Juli viermal bewässert. Man erntet am 1. October 4 Ardeb Sesamskörner von dem Feddan.

Baumwolle nach dem Futterkraut. Nach dem fünften Schnitt des Futterkrauts wird am 1. März das Feld zweimal gepflügt und gerollt und in Beete getheilt. Am 1. April wird die Baumwollensaat, in Reihen etwa 3 Fuß von einander, 1 Kele per Feddan, mitten auf das Beet gesät und alle 15 Tage, bis zum 15. Juli, das Feld bewässert. Das Abpflücken der reifen Baumwollhülsen beginnt am 1. October und währt bis Ende Januar. Vom October an, nachdem die Pflanze eine Höhe von 6—8

Fuß erreicht hat, erscheint die große gelbe Blüthe, worauf sich eine Hülse bildet, die, wenn sie die Größe einer kleinen Wallnuß erreicht hat, aufspringt und die Baumwolle hervortreten läßt. Die ersten Hülßen sind die größten und die Baumwolle in ihnen die längste. Fortwährend treibt die Pflanze neue Blüthen und bilden sich neue Hülßen. Je nach der Qualität des Bodens, und ob schwach oder stark gedüngt worden, erntet man 2 bis 4 Centner Baumwolle vom Feddan. Nach der letzten Ernte werden die Baumwollstauden mit der Wurzel ausgerissen und liefern ein gutes Brennmaterial. Schemals ließ man in Aegypten die Baumwollpflanze mehrere Jahre stehen, indessen lehrte die Erfahrung, daß die Ernten in den folgenden Jahren weniger ergiebig sind als im ersten, woher gegenwärtig allgemein die Pflanzung der Baumwolle alljährlich geschieht.

Reis. Das Feld wird am 1. Januar tief gepflügt und gedüngt, darauf in Quadrate getheilt, sorgfältig nivellirt und unter Wasser gesät. Der Reis wird in das Wasser, 4 Kele auf den Feddan am 1. März gesät und das Feld bis zur Ernte am 15. October stets unter Wasser gehalten. Es werden $2\frac{1}{2}$ Urdeb Reis von dem Feddan geerntet.

Gerste wird zu gleicher Zeit mit dem Weizen gesät, jedoch früher geerntet.

Zuckerrohr. Gegen Ende des Februar wird das Feld dreimal ins Kreuz gepflügt und geeggt. Bis zum 15. April findet die Pflanzung der etwa 3 Fuß langen Stecklinge statt, die 3—4 Knoten haben müssen und die schräg in die Erde gesteckt werden, worauf das Feld bewässert und das Wasser 2—3 Tage auf demselben einen Zoll hoch stehen gelassen wird. Wenn die Pflanzen zu treiben anfangen, wird das Feld so oft bewässert, als der Boden trocken wird. Vom 25. November an beginnt die Ernte und endet am 25. Februar. Die Pflanzen, die zu Stecklingen dienen sollen, läßt man bis zum März und April stehen. Das beste zur Zuckerbereitung bestimmte Zuckerrohr wird am 25. December geerntet; das übrige wird in großer Menge roh consumirt, indem das Volk es kaut. Das Zuckerrohr wird dicht am Boden abgehauen, und in einigen Pflanzungen werden im Februar die Blätter desselben auf die Wurzeln gebreitet und angezündet, worauf 15 Tage später das Feld wie früher bewässert und eine zweite Ernte von denselben Pflanzen erlangt wird. Das Zuckerrohr erreicht häufig die Höhe von 15—18 Fuß.

Bei sehr verschiedener Fruchtfolge bedarf jede Feldfrucht in Aegypten, mit Ausnahme des Zuckerrohrs und der Baumwolle, etwa 4 Monate um

zur Reife zu gelangen und man kann annehmen, daß im allgemeinen 3 Ernten in 14 Monaten erzielt werden. Da die Wärme und Fruchtbarkeit des Bodens in Aegypten von der Natur in reichem Maß gespendet wird, so hat der Landmann nur für gehörige Bewässerung seines Feldes zu sorgen und kann mit Zuversicht auf eine gleichmäßige und ergiebige Ernte bauen. Die Bewässerungen in Aegypten geschehen durch die allgemeinen Nilüberschwemmungen, durch Schöpfräder, die von Büffeln, Kameelen, Pferden oder Ochsen in Bewegung gesetzt werden, oder mit Hebeln, die in der Mitte unterstützt, an einem Ende mit einem Gewicht, an dem andern mit einem Schlauch versehen sind. Der Schlauch wird in das Wasser gesenkt, vom Gewicht etwa 3 Fuß hoch gehoben und in eine Grube geleert. Ist diese Höhe nicht genügend, so hebt eine zweite Vorrichtung das Wasser abermals um 3 Fuß, bis das Wasser die erforderliche Höhe erreicht hat, um das Feld zu bewässern. Kleine Gräben und Wasserrinnen führen von der Grube aus in allen Richtungen in das Feld, und der Boden ist so lehmig, daß das Wasser mittelst dieser Gräben in weite Entfernung fortgeführt werden kann, ohne vom Boden eingesogen zu werden.

Ein neues Interesse besonderer Art bietet sich dem Reisenden dar, wenn er den Suez-Kanal besucht, ein Werk des in seiner Großartigkeit nur in den Denkmalen des alten Aegyptens seinen Maßstab findet.

Den Tempelbauten lag eine von Aberglauben erfüllte Religion zu Grunde; — der Bau der Pyramiden ging aus dem Hochmuth eitler Tyrannen hervor, die Jahrhunderte lang ihre Völker knechteten, um ihren Namen durch ein Denkmal zu verherrlichen; — der Suez-Kanal wird von dem Bestreben zeigen, dem Völkerverkehr eine neue Bahn zu brechen und dem allgemeinen Nutzen geistige und materielle Kräfte dienstbar zu machen. Wenn die Leidenschaften, die dieses Unternehmen geweckt hat, beschwichtigt sein werden, wenn die öffentliche Meinung, gegenwärtig durch eine parteiische Presse getäuscht, berichtigt sein wird, wenn die Erfahrung gelehrt haben wird, von welcher Wichtigkeit der Suez-Kanal für den Handel des europäischen Festlandes ist, — dann wird man Herrn von Lesseps Gerechtigkeit widerfahren lassen und sein hohes Verdienst um Mit- und Nachwelt anerkennen. Kann man doch schon jetzt nur mit Erstaunen erfahren, welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, wie er, unbeirrt durch Verleumdungen und Anfeindungen aller Art, mit Ausdauer und Geschicklichkeit, seinem Ziele zustrebte und es endlich erreichte. Wenn keine äußeren Hin-

bernisse eintreten, wird der Suez-Kanal in vier Jahren, d. h. 1868, völlig beendet sein.

Schon in grauer Vorzeit war auf dem Isthmus von Suez ein Kanal gegraben worden, der den Nil mit dem rothen Meer, nicht aber das Mittelmeer direkt mit dem rothen Meer vereinigte. Allmählig hatte sich dieser Kanal, dessen Lauf man noch jetzt in der Wüste erkennen kann und der die Breite für drei Tritemen gehabt haben soll, mit Sand gefüllt, und Ptolemäus Philadelphus ließ ihn etwa 260 Jahre v. Ch. wieder eröffnen; aber der Sand verschüttete ihn abermals, worauf die Kaiser Trajan und Hadrian um 120—130 n. Ch. von dem jetzigen Cairo aus einen Kanal ziehen ließen, der sich mit dem alten vereinigen sollte. Etwa 17 Kilometer von Suez durchschneidet der gegenwärtige, von der Suez-Compagnie gegrabene Süßwasser-Kanal, den alten Kanal, an dem man Mauerwerk von außerordentlicher Dauerhaftigkeit aufgedeckt hat. Unter dem Kalifen Omar 638 n. Ch. soll zuerst der Plan angeregt worden sein, die beiden Meere unmittelbar zu verbinden; der Statthalter des Propheten widersetzte sich jedoch diesem Vorhaben aus Besorgniß, hierdurch den Christen den Zutritt zu Mekka zu erleichtern. Im 17. Jahrhundert begeisterte sich Leibniß für die Idee der Durchstechung des Isthmus von Suez und suchte Ludwig XIV. dafür zu interessiren, der aber, damals mit europäischen Kriegen beschäftigt, nicht darauf einging. Bonaparte ließ nach der Bestiegung der Mamelucken geodätische Studien auf dem Isthmus vornehmen, die indessen unterbrochen wurden, als er Aegypten verließ und General Kleber, sein Nachfolger im Commando des französischen Heers, ermordet wurde.

Dem Herrn Ferdinand v. Lesseps war es vorbehalten, die Aufmerksamkeit der Welt wiederum auf den Isthmus von Suez zu leiten und das Unternehmen zur Durchstechung des Isthmus und zur unmittelbaren Verbindung beider Meere ins Leben zu rufen. Der Isthmus von Suez hat eine Breite von 115 Kilometer (oder ebensoviel Wersten). Man hatte lange Zeit geglaubt, daß das rothe Meer bedeutend höher als das Mittelmeer sei, und behauptet, daß dieser Umstand eine direkte Verbindung der Meere unmöglich mache. Die französischen Ingenieure hatten 1799 das rothe Meer um 9,00 Meter höher geschätzt als das Mittelmeer; die neuesten und genauesten Messungen haben dagegen festgestellt, daß die mittlere Höhe des rothen Meeres, dessen Fluth die Höhe von 2 Meter erreicht, um 80 Centimeter niedriger ist als das Mittelmeer.

Die Geschichte der Unterhandlungen wegen des Suez-Kanals weist

nach, wie aus einer ursprünglich rein technischen und commerziellen Aufgabe plötzlich eine politische Frage von hoher internationaler Bedeutung entstanden ist.

Im Jahre 1851 entwarf Herr von Lesseps den ersten Plan zur Durchstechung der Landenge von Suez, der von dem damaligen Vicekönig von Aegypten Muhamed Said Pascha und von der türkischen Regierung günstig aufgenommen ward; aber sogleich regte sich der Widerstand Englands durch den Lord Stratford de Redcliffe, englischen Botschafter in Konstantinopel. Er erkannte die große commerzielle Wichtigkeit, die der Kanal einst haben werde, und den Nachtheil den die englische Handelschiffahrt erfahren würde, wenn zunächst die Handelschiffe des Mittelmeers und des schwarzen Meers, mit Ersparung des weiten Umweges um das Cap der guten Hoffnung, durch den Suez-Kanal in das indische Meer und den stillen Ocean gelangen könnten. Lord Redcliffe bemühte sich den Argwohn der Pforte zu wecken und sie glauben zu machen, daß der Plan zum Suez-Kanal nur ein Vorwand und ein Mittel sei, Aegypten Frankreich zu unterwerfen. Die englische Presse stellte das Unternehmen als einen Schwindel dar, behauptete die Unmöglichkeit seiner Ausführung und warnte die englischen Capitalisten vor einer Betheiligung an denselben; selbst die englischen Minister sprachen sich wiederholt im Parlament nicht günstig über das Unternehmen aus.

Am 30. November 1854 ertheilte der Vicekönig Said Pascha dem Herrn v. Lesseps die erste vorläufige Concession zur Bildung einer Gesellschaft zum Durchstich der Landenge von Suez und theilte sie allen europäischen Mächten mit, die ihn beglückwünschten. Die Türkei erhob keine Einwendung, wie sie hierzu auch nicht berechtigt ist, da gemäß der 1841 unter Garantie der Großmächte abgeschlossenen Convention der Vicekönig nur einen Tribut der Pforte zu zahlen und ihre Oberherrschaft anzuerkennen hat, in innern Angelegenheiten aber völlig unabhängig von der Türkei ist.

Es folgte die Autorisation des Vicekönigs, eine wissenschaftliche Commission zu gründen, die Studien zu den künftigen Kanalarbeiten machen sollte, und als diese Commission sich günstig über die Möglichkeit der Ausführung ausgesprochen hatte, erfolgte am 5. Januar 1856 die definitive Concession des Vicekönigs Said Pascha zur Gründung einer Suez-Kanal-Compagnie. Diese Akte ward gleichfalls der Pforte mitgetheilt, die sie stillschweigend annahm, und wenn in der Akte gesagt ist, daß die Einwilligung der Pforte zum Kanalbau einzuholen sei, so lag es dem Vice-

könig ob, diese Einwilligung, wenn sie ihm erforderlich schien, zu erlangen, nicht aber dem Herrn v. Lesseps als Contrahenten für die Suez-Compagnie.

Indessen wurden die Unterhandlungen zwischen dem Vicekönig und Herrn v. Lesseps wegen des Details der Ausführung der Arbeiten eifrigt betrieben.

Die Compagnie übernahm einen maritimen Kanal von angemessener Breite und Tiefe für Meereschiffe vom Mittelmeer zum rothen Meer zu ziehen und erhielt hierzu die Concession auf 99 Jahre; ferner hatte sie einen Süßwasserkanal von einem Nilarm bis nach Suez zu graben, der zugleich den am Mittelmeer anzulegenden Port Said, und die ganze Landstrecke, durch die der maritime Kanal zu ziehen war, mit Trinkwasser versorgen sollte. Ferner sollte die Compagnie berechtigt sein von Cairo bis zum Rimsah See einen Süßwasserkanal zu ziehen, um dem vom Nilarm abzuleitenden Kanal eine größere Wassermasse zuzuführen, und alles Land längs diesen Süßwasserkanälen, -das nicht Privatleuten gehörte und von den Kanälen aus bewässert und kultivirt werden konnte, sollte in einer Breite von 1 Kilometer von beiden Seiten der Kanäle, für immer der Compagnie gehören und von ihr benutzt werden können, gegen Erlegung der Grundsteuern, wie sie von den übrigen Ländereien Aegyptens erhoben wird. Ursprünglich sollten alle Arbeiten an dem Suez-Kanal von freien Arbeitern ausgeführt werden, was einen großen Zusammenfluß von Ausländern, zunächst von Franzosen verursacht haben würde; aber aus Besorgniß, daß diese beträchtliche Anzahl von Arbeitern, die nicht der ägyptischen Jurisdiction unterworfen gewesen wären, der Autorität des Vicekönigs gefährlich werden könnten, auch wohl in wohlwollender Absicht gegen die Compagnie, um die Kanalarbeiten nicht den Wechselfällen der Annahme freier Arbeiter auszusetzen, fühlte der Vicekönig sich bewogen, am 20. Juli 1856 mit Lesseps eine Convention abzuschließen, durch welche er sich verpflichtete, der Compagnie täglich 20,000 Fellahs zur Arbeit zu stellen. Diese Arbeiter sollten aus allen Theilen Aegyptens regelmäßig eintreffen, nach einem Monat entlassen werden und einen Taglohn von 1 Franc erhalten. So weit Eisenbahnen oder Nilchiffe den Transport der Fellahs zu den Arbeiten und zurück zu ihren Wohnorten erleichtern konnten, sollte dieser Transport auf Kosten des Vicekönigs bewerkstelligt werden.

Die Kosten des gesammten Suez-Kanals waren auf 200 Millionen Francs veranschlagt und im Jahre 1858 begannen Zeichnungen zu den Kanal-Actien, von denen 400,000 Stück zu 500 Francs emittirt werden

sollten. Von dieser Summe übernahm der Vicekönig Said Pascha mittelst Convention vom 6. Aug. 1860 177,642 Actien, und für den Betrag der ersten Einzahlung von 100 Francs per Actie wurden 10 % tragende Obligationen emittirt, die in monatlichen Beträgen vom 1. Januar 1860 an in den Jahren 1863, 1864, 1865 u. 1866 getilgt werden sollten.

Am 5. Januar 1859 berichtete die Compagnie dem Vicekönige über den Stand der Kanalangelegenheit, legte ihm sämtliche Pläne zu den Arbeiten vor und sandte eine Abschrift des Berichts mit den Plänen der türkischen Regierung zu.

Mit der sich steigenden Gewißheit, daß der ganze dem Kanalunternehmen zum Grunde liegende Plan werde ausgeführt werden können, wuchs indessen die Opposition Englands, und der britische Gesandte in Konstantinopel ward nicht müde die türkische Regierung zu drängen, den Kanalbau zu untersagen; der Zweck seiner Intriguen trat immer deutlicher hervor; es sollte die ägyptisch-französische Compagnie aufgelöst werden und eine anglo-türkische an ihre Stelle treten. Der Vicekönig Mohamed Said Pascha war gestorben und mit ihm verlor die Compagnie ihren eifrigen Protector. Sein Nachfolger Ismael Pascha bezeugte sich, wie alle Regenten Aegyptens, wenig geneigt, die Unternehmungen seines Vorgängers fortzusetzen. Es ward die Ansicht aufgestellt, daß alle Vereinbarungen und Contracte, die Said Pascha mit der Compagnie abgeschlossen hatte, nur persönliche Verpflichtungen seien, an die sein Nachfolger nicht gebunden sei; es veranstaltete der Vicekönig in Paris eine Consultation der berühmtesten französischen Rechtsgelehrten, die über die Validität der zwischen Said Pascha und der Compagnie abgeschlossenen Akten eine Rechtsmeinung abgeben sollten, und die Mehrzahl dieser Rechtsgelehrten sprach sich dafür aus, daß die Vereinbarungen Bestand haben sollten; nur drei dieser Rechtsgelehrten, Odilon Barrot, Jules Favre und Dufour stellten eine entgegengesetzte Meinung auf. Seinem Rechtsgefühl folgend, schloß sich Ismael Pascha zwar der Mehrzahl der Consultation an, erkannte die von seinem Vorgänger eingegangene Schuld von 86 Millionen Francs für 177,642 Actien an, kürzte die Fristen der Zahlungen für die Kanal-Actien mittelst Convention vom 20. März 1862 und verpflichtete sich monatlich 1,500,000 Francs vom 1. Januar 1864 an einzuzahlen. Zugleich aber stellte der Vicekönig durch seinen Bevollmächtigten in Paris, Rubar Pascha, das Verlangen, die Compagnie solle die Genehmigung zum Bau von der türkischen Regierung erwirken, auf die Benutzung derjenigen Ländereien,

die von dem Süßwasserkanal aus bewässert und kultivirt werden können, Verzichten und statt der bisher vom Vicekönig gestellten 20,000 Arbeiter freie Arbeiter anwenden.

Zur Unterstützung dieses Verlangens richtete auf Betrieb des englischen Botschafters in Constantinopel der Großvezier ein Schreiben vom 6. April 1862 an den Vicekönig, in dem diesem angekündigt wird, daß die türkische Regierung mit den Großmächten in Unterhandlung treten müsse, um die Neutralität des Suez-Kanals festzustellen, daß die der Compagnie zugestandene Frohnarbeit aufhören müsse, weil alle Frohnarbeit im türkischen Reiche aufgehoben sei, und daß die Benutzung der Ländereien längs dem Süßwasserkanal nicht zugestanden werden könne, weil eine hierdurch sich in Aegypten bildende Ansiedelung von Kolonisten, die nicht der ägyptischen Regierung untergeben sein würden, mit dem Souveränitätsrechte des Sultans unverträglich sei. Bis diese Bedingungen erfüllt worden, sollten die Arbeiten an dem Suez-Kanal eingestellt werden, was den Ruin des ganzen Unternehmens nach sich gezogen haben würde. Die Suez-Compagnie erwiderte hierauf, daß das für den Kanalbau adoptirte System, das allgemein in Aegypten für öffentliche Arbeiten gebräuchlich sei, wie denn auch von der englischen Compagnie, die die Eisenbahn von Alexandrien nach Cairo und Suez gebaut habe, kein anderes System angewendet worden sei. Was aber die Cession des Landstrichs, der längs dem Süßwasserkanal bewässert werden kann, an die Compagnie betreffe, so habe der Vicekönig die volle Befugniß dazu und habe er ja auch Engländern und andern Privatleuten weite Landstrecken längs dem Mahmudieh-Kanal cedirt.

Rubar Pascha hatte den Herren Odilon Barrot, Jules Favre und Dufour zur Begründung ihres oben erwähnten Gutachtens Abschriften der verschiedenen zwischen der Compagnie und dem verstorbenen Vicekönige abgeschlossenen Kontrakte und Vereinbarungen geliefert; Lesseps aber wies in einer ausführlichen Schrift nach, daß diese Abschriften unvollständig und selbst verfälscht seien, erhob auf Grund dieses Verfahrens bei dem Pariser Gerichtshofe eine Klage gegen den Bevollmächtigten des Vicekönigs, Rubar Pascha, und bestand auf die Validität aller von dem Vicekönige Said Pascha gegen die Compagnie eingegangenen Verpflichtungen; der Kaiser Napoleon setzte indessen bei der türkischen Regierung durch, daß bis die streitige Angelegenheit durch richterlichen Spruch Erledigung fände, die Arbeiten am Suez-Kanal ungestört fortgesetzt werden sollten.

Nach dem Stande der Sachen im April d. J. hat der Kaiser Napoleon das Schiedsrichteramt zwischen dem Vicekönig und der Compagnie übernommen.

Schon der Vicekönig Mehemed Ali, hatte eine ausgedehnte Urbarmachung in der Landschaft El Wadi, östlich von der Stadt Zagazig unternommen und zur Bewässerung derselben bereits seit vielen Jahren den vom Nilarm bei der Stadt Bena bestehenden Kanal benutzt. Tell el Kebir ist der Sitz der Administration dieser Landschaft. Die Suez-Compagnie kaufte von dem Vice-Könige Saïd Pascha im Decbr. 1861 diese Herrschaft, die etwa 15,000 Feddan altkultivirten und 5000 Feddan neukultivirten Landes beträgt, für 2 Millionen Francs, nahm alle von den Nachfolgern Mehemed Ali's vernachlässigten Kulturen auf, und vergab die Ländereien an Kolonisten, die aus allen Theilen Aegyptens herbeiströmten, um sich unter die regelmäßige Verwaltung der Compagnie zu stellen. Bei Antritt dieses Besitzes hatte derselbe etwa 5000 Einwohner, gegenwärtig über 10,000, deren Ernte an Baumwolle allein i. J. 1863 einen Werth von 3 Mill. Francs erreichte. Die Compagnie hatte hinsichtlich des von ihr von Cairo bis zum Timah-See zu grabenden Kanals mit dem Vicekönige Ismael Pascha die Vereinbarung getroffen, daß nicht sie, sondern der Vicekönig diesen Kanal für eine Entschädigung von 10 Mill. Francs nach den Plänen der französischen Ingenieure und unter ihrer Leitung graben lassen sollte. Mit Uebertragung aller der Compagnie aus der früheren Uebereinkunft zustehenden Rechte an den Vicekönig sollte dieser Kanal von Bulak, dem Hafen von Cairo, bis zu dem von dem Nilarm bei Bena kommenden Kanal geführt werden und diesen mit einer hinlänglichen Wassermasse speisen, damit er das ganze Jahr hindurch schiffbar sei. Zu der Verzichtleistung an dem Rechte, diesen wichtigen Kanal zu ziehen und das Land längs demselben zu benutzen, ward die Compagnie besonders durch die Rücksicht bewogen, daß es ihr sehr schwierig geworden wäre, sich mit den Besitzern der Ländereien, durch die der Kanal geführt werden sollte, auseinander zu setzen.

Welche Consequenzen der Suez-Kanal auf den Welthandel haben wird, läßt sich durch die Vergleichung der Entfernungen nachweisen, in denen sich die Insel Ceylon, als Centralpunkt der Schifffahrt in dem indischen Meere, von den bedeutendsten Handelsorten Europas gegenwärtig bei der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung befindet und sich nach Eröffnung des Kanals von Suez befinden wird.

	Um das Cap.	Ueber Suez.	Differenz.
	Seemeilen.		
St. Petersburg	15,660	8,620	7,040
Hamburg	14,650	7,610	7,040
Amsterdam	14,460	7,420	7,040
London	14,340	7,300	7,040
Lissabon	13,500	6,190	7,310
Marseille	14,500	5,450	9,050
Triest	15,480	5,220	10,260
Constantinopel	15,630	4,750	10,880
Odessa ,	15,960	5,080	11,880

Aus den Baltischen Häfen wird die Abkürzung der Reise 46 %, vom Ocean 50 %, vom Mittelmeer 65 % betragen.

Die Frage über die Ausführbarkeit des Planes zum Suez-Kanal ward vollständig gelöst, als der berühmte englische Ingenieur Hawkshaw, die Kanalarbeiten beaufsichtigte und sich dahin ausgesprochen hatte, daß keine natürliche Schwierigkeit da wäre, die ein geschickter Ingenieur nicht überwinden könne. Nur differirte Herr Hawkshaw hinsichtlich der Kosten mit den französischen Ingenieuren, indem nach seinem Anschläge der gesammte Kanalbau 250 Mill. Francs kosten soll und die französischen Ingenieure ihn mit 200 Mill. zu bewerkstelligen voraussetzen. Auch der englische Gesandte Sir Henry Bulwer beaufsichtigte die Kanalarbeiten und mußte die Ueberzeugung aussprechen, daß der Kanal zu Stande kommen werde.

Um die vollständige Entwicklung der auf dem Isthmus von Suez ausgeführten Kanalarbeiten, nämlich den bereits beendeten Süßwasserkanal und den noch im Bau begriffenen maritimen Kanal, kennen zu lernen, versteht man sich in Cairo mit einem Empfehlungsschreiben an die Beamten der Suez-Compagnie, der von dem in Cairo residirenden Agenten der Compagnie mit Bereitwilligkeit ertheilt wird und der nicht nur nöthig ist, um alle betreffenden Auskünfte zu erhalten, sondern auch um mit den nöthigen Transportmitteln zur Reise — Kameelen, Böten, Pferden oder Eseln — von den Comptoirs du transport der Compagnie nach einem billigen Tarif versehen zu werden.

Zur Kanalreise begiebt man sich auf der von Cairo nach Alexandrien führenden Eisenbahn bis zu der, an einem in den See Menzaleh ausmündenden Arm des Nils gelegenen Stadt Bena und fährt auf einer

Zweigbahn nach Zagazig, einer volkreichen Stadt mit vielen Fabriken und großer Handelsthätigkeit.

Der schon seit Jahrhunderten von Bena nach Zagazig und von dort nach El Wadi geführte, 20 Meter breite und 2 $\frac{1}{2}$ Meter tiefe Kanal hat bei Zagazig eine Schleuse, um den Abfluß des Nilwassers in den nach Suez führenden Süßwasserkanal zu regeln. In Zagazig gehen noch andere Kanäle aus dem von Bena kommenden Kanale ab und dienen zu Bewässerungen, woher ihre Brücken mit Schleusenthoren versehen sind, um bei Hochwasser die Kanäle zu füllen und den Rückfluß zu hindern. Von Zagazig fährt man in einem, von einem Kameel auf dem Leinpfad gezogenen, mit einer Kajüte versehenen Boot 45 Kilometer in östlicher Richtung nach Tell el Kebir, dem Hauptsitz nicht nur der Administration der der Suez-Compagnie gehörenden Herrschaft El Wadi, sondern aller landwirthschaftlichen und Gartenarbeiten, längs dem Süßwasserkanal bis Suez.

Herr Guichard, der Director der Anstalt, hat mit bestem Erfolg die von Mehemed Ali bei Tell el Kebir begonnenen Maulbeerpflanzungen weit ausgedehnt; läßt an den gewonnenen Seiden-Cocons alle Schmetterlinge sich entwickeln und verkauft die Brut nach Italien und Frankreich, wo sie sehr geschätzt wird, wegen der gesunden und kräftigen Seidenraupen, die von dieser Brut erzeugt werden. Es werden daselbst auch vielfache Acclimatisations-Versuche mit Pflanzen, die für Aegypten nützlich sein könnten, gemacht; die Vanille-Pflanze rankt an Obstbäumen, die bisher in Aegypten nicht gedeihen konnten, und es sollte der Anbau des Cilanthus versucht werden.

In einiger Entfernung von Tell el Kebir beginnt mit Anschluß an den alten zur Domaine El Wadi geführten Kanal, der von der Suez-Compagnie gegrabene und bereits bis Suez reichende Süßwasserkanal. Dieser Kanal ist in seiner ganzen Länge 20 Meter breit und 2 Meter tief. Die Böschung der Kanalufer beträgt 3 Meter auf 1 Meter perpendicularer Höhe. Im Bereich der Domaine El Wadi hat man Gelegenheit, längs dem Süßwasserkanal die wunderbaren Erfolge zu beobachten, die in der Belebung der dürren Wüste durch Bewässerung erzielt werden können. Die Suez-Compagnie hat ihre Ländereien an Kolonisten aus allen Theilen Aegyptens vertheilt und erhebt für Boden alter Kultur 30—60 Piafter per Feddan jährlich Grundsteuer, für Boden neuer Kultur 5—10 Piafter per Feddan. Die Abmachungen für Boden alter Kultur

sind gewöhnlich jährliche, die andern dreijährige mit jährlicher Steigerung. Etwa 8000 Kolonisten waren bereits 1864 im El Wadi angesiedelt. Im Jahre 1863 soll dieser Landstrich einen Reinertrag von 150,000 Francs gegeben haben.

Von den Kolonisten im El Wadi erhebt der Vicekönig eine jährliche Steuer von 50,000 Francs, außerdem 6 % Ausfuhrzoll vom Werthe der Baumwolle. Dieser Ausfuhrzoll soll allmählig gemindert werden, bis er 1 % beträgt.

Auf dem harten, mit grobem Kies bedeckten Boden der Wüste erzeugt sich sofort eine üppige Vegetation wenn süßes Wasser auf den nur oberflächlich gedüngten Boden geleitet wird. Vom Kanal aus, an dem Schöpfräder und Hebel angebracht sind, ziehen sich lange schmale, mit einem wenige Zoll hohen Erdaufwurf umgebene Felder tief in die Wüste hinein; auf beiden Seiten des Kanals dehnen sich die Felder so weit aus, als das Wasser geleitet werden kann. In der Wüste steht man, so weit das Auge reicht, keine Spur von Vegetation, auf den Feldern stand im Februar d. J. der Weizen etwa 1 Fuß hoch. Auf Feldern, die seit längerer Zeit unter Kultur stehen, waren Baumwollpflanzungen, Zuckerrohr, Mais, Reis zc. Am Ufer des Kanals haben sich die Kolonisten aus rohen Ziegeln, die aus Erde und gehacktem Stroh gefertigt werden, ihre einfachen Wohnungen erbaut, neben diesen steht man kleine Gärten mit verschiedenem Gemüse bebaut, und Gärten und Felder geben 3 Ernten in 14 Monaten. Die schöne Domaine El Wadi stößt an das noch völlig wüste Land Gessen, das zu gleicher Fruchtbarkeit befähigt werden kann, wenn es bewässert werden wird.

Von Tell el Kebir läuft der Süßwasserkanal stets in östlicher Richtung 35 Kilometer bis zu Ismaila, einem Orte, der, vor 18 Monaten gegründet, jetzt viele stattliche Häuser und etwa 2000 Einwohner zählt. Ismaila, so genannt nach dem gegenwärtigen Vicekönig, wie der Port Said am Mittelmeer nach seinem Vorgänger, liegt in beinahe gleicher Entfernung vom Mittel- und rothen Meere und ist der Sitz der ganzen Administration der Kanalarbeiten. In regelmäßiger Eintheilung durchziehen breite Straßen die neue Stadt, der große Platz Champollion, von zum Theil zweistöckigen Häusern umgeben, wird in der Mitte ein Wasserbassin haben. Das für den Directeur en Chef, Herrn Boissin, und seine Bureau's erbaute Haus, würde auch eine europäische Stadt zieren. Die Stadt hat mehrere Fabriken, viele Magazine und Werkstätten, auch zwei

Gasthäuser mit guten Restaurationen; außerdem hat die Compagnie ein Haus eigens zur Aufnahme der ihr empfohlenen Reisenden bestimmt. Das Baumaterial wird in geringer Entfernung östlich von Ismaila an dem Berge De Ghem gebrochen, und besteht in einem harten, gräulichen Kalkstein und in einem leicht zu bearbeitenden Kalkmergel; auch liefert der Berg guten Kalk und Mörtel. Siebenzehn Aerzte und Apotheker besorgen die Gesundheitspflege der Kanalarbeiter und der Beamten der Compagnie; in Port Said, El Guifr und Ismaila sind Kapellen und Moscheen für den Gottesdienst gegründet. Die Rechtspflege für die Eingeborenen ist in den Händen von Imams oder Friedensrichter, die vom Musti in Cairo abhängen. Außerhalb Ismaila's ist ein großes Pumpenwerk gegründet, das durch Druck mittelst gußeiserner Röhren süßes Wasser auf die Höhe von El Guifr hebt, von wo es gleichfalls in eisernen Röhren nach Port Said fließt, wodurch die ganze Strecke des maritimen Kanals von Ismaila bis Port Said mit Trinkwasser versorgt wird. Ohnweit dieses Pumpenwerkes hatte sich der Vicekönig Said Pascha ein Landhaus erbauen lassen, das er indessen nie betreten hat, weil er gleich nach dessen Vollendung starb. Von Ismaila ist zum Behuf der Transporte ein Kanal bis zu der durch den El Guifr nach Port Said geführten vorläufigen rigole maritime gezogen; indem man auf diesem Kanal, ohne Unterbrechung von Ismaila bis zum Mittelmeer und von Ismaila auf dem Süßwasserkanal bis an das rothe Meer gelangt, ist bereits die Wasser Verbindung zwischen den beiden Meeren eröffnet.

Der El Guifr ist die höchste Bodenanschwellung, durch die der Meereskanal vom Mittelmeer bis zum rothen Meer zu graben ist. Diese Anhöhe, wie die übrigen Dünenzüge der Landenge, besteht in den oberen Schichten aus lockerem Sande, der viele kleine Meeresmuscheln enthält; tiefere Schichten bestehen aus lehmigem, sandigem Mergel, und nur selten stößt man auf hartes Kalkgestein. Weil beim Graben die härtere Erde auf den lockern Sand gehäuft wird, so sind die Ränder des maritimen Kanals vorläufig gegen Versandung und Verschüttung gesichert, bis es später vielleicht gelingt, durch Bewässerung mit süßem Wasser auch auf seinen Ufern eine Vegetation hervorzubringen. Diese vorläufige rigole maritime ist bei dem El Guifr in einer Kanalarinne von 21 Meter vertikaler Tiefe im Niveau mit dem Mittelmeer gezogen und hat auf der Wasserfläche eine Breite von 15 und eine Tiefe von 2 Meter. Der Ort El

Guise besteht aus einem von Arabern bewohnten Dorf mit einer Moschee, aus vielen Arbeiterwohnungen und Werkstätten, und einer katholischen Kapelle.

Die 70 Kilometer betragende Strecke des maritimen Kanals von dem bei Ismaila liegenden Timsah-See bis zum Port Said ist hinsichtlich der Arbeiten in drei Theile getheilt. Von dem See Timsah durch den El Guise bis zu der 17 Kilometer entfernten Station El Ferdan sind die Kanalarbeiten von der Suez-Compagnie dem französischen Handlungshause Couvreur für 20 Millionen Francs übertragen worden, unter der Bedingung, daß diese Arbeit in 4 Jahren, d. h. im Jahre 1868 beendet werde. Der maritime Kanal wird vom Mittelmeer bis zum rothen Meer eine Breite von 58 Meter und eine Tiefe von 8 Meter haben. Herr Couvreur legt zur Fortschaffung der mehrere Millionen Cubikmeter betragenden Erdmassen eine Eisenbahn längs der bereits von der Suez-Compagnie gegrabenen vorläufigen rigole maritime an und schüttet von dem hohen Kanalufer die Erde in Waggons, die durch Locomotiven bis zum Timsah-See geführt und daselbst geleert werden. Schon waren hierzu die nöthigen Schienen und übrigen Geräthe in El Guise angelangt.

Von El Ferdan, durch den See Ballah bis zum Orte Kantara, wo die jährlich aus dem Innern von Afrika nach Syrien gehende große Caravane rastet, hat sich die Suez-Compagnie die Kanalarbeiten vorbehalten, und dieser nicht schwierige Theil der Arbeit wird größtentheils durch Baggermaschinen (dragues) bewerkstelligt werden. Die Kanalstrecke von Kantara durch den See Menzaleh bis zum Mittelmeer und die Anlage des Port Said sind für 20 Millionen Francs dem schottischen Handlungshause Eton übertragen worden und müssen gleichfalls im Jahre 1868 beendet sein.

Nach dem vorläufigen, noch nicht definitiv festgestellten Plan zum Bau des Port Said, soll er diejenige Form erhalten, welche wir in der obern rechten Ecke der diesem Aufsatze beigegebenen Karte skizzirt haben. Die ersten Arbeiten der Compagnie bestanden hier in der Errichtung einer kleinen Insel (ilot) am Ende des westlichen Hafendammes, zu der Steinblöcke aus den Steinbrüchen des Berges Mex verwendet wurden. Die Hafendämme, von denen der eine 3000 Meter, der andere 2800 Meter lang sein sollen, werden oben eine Breite von 9 Meter haben. Neben dem großen Bassin, das in einer Länge von 800 Meter ausgegraben wird, soll sich ein Dock mit Schleusen befinden. Die Hafendämme bestehen aus Erdschüttungen und von außen aus Quadern, die der Ingenieur Herr Guiffaux aus einem Gemisch von Sand, Steinschutt und hydraulischen

schem Kalk nach eigener Erfindung in eisernen Formen anfertigt. Herr Guiffaux, unter dessen Leitung die Arbeiten bei dem Port Said stehen, hat die von ihm bereiteten Quadern mit bestem Erfolg bei dem Bau der Hafendämme in Cherbourg und Marseille angewendet, und sie sollen von außerordentlicher Dauerhaftigkeit sein. Zum Bau der Dämme werden eiserne Pfosten mittelst einer am untern Ende angebrachten Schraube in den Meeresgrund geschraubt und ins Kreuz mit eisernen Stangen verbunden. Auf diesen Pfosten liegt eine Balken- und Bretterlage, und auf dieser ruht eine doppelte Eisenbahn zum Heranföhren des Materials; sobald der Damm die erforderliche Höhe erreicht hat, werden die Pfosten herausgeschraubt und weiter gesetzt. Von den Dämmen waren im Januar dieses Jahres bereits 1000 Meter fertig.

Der Port Said hat gegenwärtig schon mehrere tausend Einwohner, viele Arbeiterwohnungen und große Werkstätten; er wird einen Leuchtturm haben, und in ihm mündet schon die Röhrenleitung aus, mittelst welcher aus Ismaila über den El Guisr das Trinkwasser geleitet wird. Eine große Anzahl von Segelschiffen und Dampfern, die der Compagnie und verschiedenen Schiffbauunternehmern gehören, transportiren das zum Bau des Port Said erforderliche Material.

Durch den See Menzaleh wird der maritime Kanal zwischen drei Dämmen geführt. Der südlich von Ismaila gelegene Theil des maritimen Kanals wird vom See Timsah bis zum rothen Meere eine Länge von 80 Kilometer haben. Er geht durch den Timsah, durch den Höhenzug des Serapeums, die Bitterseen und sodann durch flache Wüste bis Suez. Unterhalb des Timsah-Sees bei Tussum war der Kanal im Januar d. J. schon in der Breite von 58 Meter ausgegraben. Bei Schaluf el Taraba, 17 Kilometer vom rothen Meer, arbeiteten 12,000 Fellah's an dem Kanal, der hier im trocknen Sande schnell fortschreitet, im Timsah und den Bitterseen jedoch längere Zeit erfordern wird, weil dort nur Schöpfsmaschinen (dragues) angewandt werden können.

Die zur Kanalarbeit vom Vicelönig gestellten 20,000 Fellah's, die aus allen Theilen Aegyptens nach einer gewissen Reihenfolge herankommen, stehen nach Dorfschaften unter der speciellen Aufsicht ihrer Scheiks oder Dorfsältesten. Jeder Dorfschaft wird, je nach der Zahl der Arbeiter, ein Tagewerk für einen Monat nach Kubikinhalt, Beschaffenheit des Bodens und der Entfernung für die fortzuschaffende Erde von den Ingenieuren der Compagnie zugemessen, und wenn sie, was größtentheils geschieht, das

Tagewerk in kürzerer Zeit beendet haben, so werden sie entlassen. Ein Theil der Arbeiter lockert die Erde mit Hacken, ein anderer schaufelt die Erde in dichtgeflochtene Körbe aus Palmblättern, und der größte Theil der Arbeiter trägt diese Körbe auf dem Rücken mit der größten Behendigkeit an den Kanalwänden hinauf und wirft die Erde an den angewiesenen Stellen nieder. In dünnen Wänden bleibt die Erde zwischen den verschiedenen Antheilen stehen und wird erst, wenn das Tagewerk beendet ist, fortgeräumt. Jeder Arbeiter erhält $1\frac{1}{2}$ Francs täglichen Lohn. Hat der Scheik für seine Arbeiter nicht Nahrungsmittel von Hause mitgebracht, so erhält er aus den Borräthen der Compagnie den erforderlichen Proviant zu festgesetzten Preisen; z. B. ein Kilogramm Zwieback zu 40 Centimes, 1 Kilogramm Bohnen zu 60 Centimes u. s. w. Der Betrag für diesen Proviant wird vom Tagelohn abgezogen und der Rest den Arbeitern, wenn sie entlassen werden, haar in Gold- und Silbermünze ausbezahlt. Um die Vertheilung der Summen unter die verschiedenen Arbeiter kümmern sich die Beamten der Compagnie nicht, sondern überlassen sie den Scheiks, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß jede Einmischung den Arbeitern nachtheilig ist. Leider wird hierbei wahrgenommen, daß die Scheiks sich einen Theil des Tagelohns zueignen, wahrscheinlich als Remuneration für die Mühe der Beaufsichtigung ihrer Arbeiten. Die Oberaufsicht über alle zur Kanalarbeit gestellten Fellah's hat ein vom Vicekönig ernannter Bey.

Der maritime Kanal soll bei Suez, wie für jetzt von der Direktion beabsichtigt wird, ohne Hafendamm in das rothe Meer eindringen, und in diesem durch Baggern eine angemessene Tiefe erhalten, damit große Handelschiffe und Dampfer aus einem Meere in das andere gelangen können; auch dieser Theil der Arbeiten wird im Jahre 1868 beendet sein. Es läßt sich für jetzt auch nicht annähernd eine Schätzung der künftigen Unterhaltungskosten des maritimen Kanals machen, es kann jedoch angenommen werden, daß sie nicht durch die Abgabe gedeckt werden wird, welche die Schiffe bei der Durchfahrt werden zahlen müssen. Denn diese Abgabe wird gering sein müssen, damit der Kanal seinen Zweck allgemeiner und häufiger Benutzung erreiche.

Unter diesen Umständen muß die Compagnie sich anderweitige Hülfsmittel und Einnahmen sichern und diese können ihr nur durch Verwendung des durch den Süßwasserkanal zu bewässernden Bodens zufließen und werden es ohne Zweifel in reichlichem Maß. Das System, das die Com-

pagnie bei Colonisirung in ihrer Herrschaft El Wadi bereits angewendet hat, wird sie auch ferner anwenden. Sie stедelt nur Araber an, von denen der Vicekönig eine Steuer erhebt, wodurch er für die Ausbreitung der Ansiedlungen interessiert wird. Diese Ansiedler behalten ihre Selbstverwaltung unter ihren selbstgewählten Scheiks und stehen unter den allgemeinen Landesgesetzen. Die Compagnie hat sich nur die Oberaufsicht vorbehalten, verhindert die Bedrückung des Einzelnen, sorgt für Schulen und ärztliche Pflege und hat durch Wohlwollen und Gerechtigkeitsfönn ihrer Beamten das Vertrauen der Ansiedler gewonnen. Schon haben sich Scheiks aus Oberägypten eingefunden, um Vereinbarungen wegen Ueberrnahme von wüsten Ländereien in der Nähe von Ismaila am Süßwasserkanal abzuschließen; etwa 2000 Feddan Land sind ihnen angewiesen worden und ganze Dorfschaften sollen von Oberägypten übersiedeln. In vielleicht nicht ferner Zukunft wird die Landenge von Suez das schöne Schauspiel gewähren, daß wo ehemals eine öde Wüste war, durch Anwendung des segenspendenden süßen Wassers eine üppige Vegetation, und in ihrem Gefolge Gesittung und Kultur sich ausbreiten. Nur Neid und Mißgunst kann verkennen, daß diese Erfolge nur der Suez-Kanal-Compagnie zu danken sein werden.

Bier Kilometer von Ismaila, bei Nessich am rechten Ufer des aus Zagazig kommenden Süßwasserkanals, ist eine Schleuse angebracht, um den Abfluß des süßen Wassers nach Suez zu regeln, denn an dieser Schleuse beginnt der Zweig des Süßwasserkanals der bis zum rothen Meer eröffnet worden ist. Dieser Kanal hat von Nessich bis Suez eine Länge von 89 Kilometer, ist wie der von Nessich bis Ismaila geführte vollständig beendet und dient schon einem lebhaften Verkehr mit Böten, die, wenn der Wind das Segeln verhindert, auf einem Leinpfad von Kameelen gezogen werden. Er ist, wie der obere Theil des Süßwasserkanals, 20 Meter breit und 2 Meter tief.

An den Ufern des Kanals sind meist in drei Reihen Tamarix-Pflanzungen durch Stecklinge angelegt, die gut gedeihen und dem Uferrande Festigkeit geben. In Entfernungen von 10 bis 12 Kilometer sind Kanalwächter angesiedelt, bei deren Wohnungen sich Baumschulen von Tamarix-Sträuchern befinden, um Lücken in den Uferpflanzungen zu füllen und um für vorkommende Beschädigungen der Ufer Abhülfe zu schaffen. Auch gewähren diese Etablissements den Beamten der Compagnie und den Reisenden ein Nachtlager.

Von den Bitterseen bis Suez laufen der maritime und der Süß-

wasserkanal in geringer Entfernung neben einander; 17 Kilometer von Suez bei Schaluf el Taraba, ist eine große Niederlassung gegründet; sie enthält viele Arbeiterwohnungen, Vorrathshäuser, Werkstätten und eine gute Restauration.

Der Süßwasserkanal ist bis dicht an die Stadt Suez geführt und ist dort mit einer Schleuse geschlossen, die sein Wasser etwa 2 Meter über dem mittleren Niveau des rothen Meeres erhält. Dort wird ein geräumiges Bassin ausgegraben, für die aus Bagazig und aus Ismaila kommenden Fahrzeuge.

Am 29. December vorigen Jahres ward der Süßwasserkanal im Beisein des Vicepräsidenten der Compagnie Herrn Ruiffenairs, der Beamten des Kanalbaues, der Autoritäten des Landes und vieler geladener Gäste feierlich inaugurirt; die Schleuse ward geöffnet und das Nilwasser strömte in das rothe Meer. Mit unendlichem Jubel begrüßten die Araber dieses Ereigniß, an dessen Realisation sie bisher gezweifelt hatten: sie warfen sich nieder tranken in vollen Zügen das köstliche Wasser des Nils und priesen Allah und seinen Propheten, daß ihnen dieses unschätzbare Geschenk, wenn gleich durch Christen, zu Theil geworden. Der Süßwasserkanal von der Schleuse bei Nessifch bis Suez hat 2 Millionen Francs gekostet.

Alles Trinkwasser für die Einwohner von Suez, gegenwärtig etwa 5000, deren Zahl aber in schnellem Wachsthum begriffen ist, und für die auf der Rhede liegenden Schiffe, mußte bisher aus Cairo auf 150 Kilometer Entfernung angeführt werden. Vor Anlage der Eisenbahn von Cairo nach Suez geschah der Transport ausschließlich durch Kameele, nach Anlage der Bahn für 800,000 Francs per Eisenbahn und für 400,000 Francs durch Kameele. Diese Transportkosten hatten für einen Haushalt in Suez eine monatliche Ausgabe von etwa 45 Francs verursacht. Bei dem durch die Eisenbahn bewerkstelligten Transport büßte der Vicekönig jährlich 400,000 Francs ein, da mit 800,000 Francs nur $\frac{2}{3}$ der Transportkosten gedeckt wurden; der Vicekönig erspart mithin durch den Süßwasserkanal die jährliche Ausgabe von 400,000 Francs.

Herr Casaux, unter dessen Leitung das Bassin am Ausgange des Süßwasserkanals gegraben wird, hat mit der Gemeinde von Suez die Vereinbarung getroffen, mittelst Thonröhren das Trinkwasser in die Stadt zu leiten und daselbst mehrere Bassins anzulegen, von denen aus sich auch die Schiffe auf der Rhede werden versorgt können. Alle zu dieser Leitung

erforderlichen innen gläsernen Thonröhren von etwa 10 Zoll Durchmesser waren im Februar d. J. bereits bei dem Kanal aufgeschichtet.

Ganz unabhängig von dem Unternehmen der Suez-Kanal-Compagnie haben die französischen Messageries impériales unternommen, bei Suez einen Dock mit zwei langen Hafendämmen zu bauen, damit die aus Indien kommenden Schiffe erforderlichen Falls in Suez die nöthigen Ausbesserungen erhalten können, die sie bisher nur in Bombay finden konnten. Eine Dampfmaschine von bedeutender Kraft ist an dem Rande des auszugrabenden Bassins aufgestellt und zieht die mit Erde gefüllten Waggons auf einer Eisenbahn aus der Tiefe herauf, worauf die Erde auf den Hafendämmen ausgeschüttet wird. Zur Unterstützung dieses großartigen Unternehmens zahlt der Vicekönig den Messageries impériales eine Subvention von 3,500,000 Francs.

Wohl ein Jeder, der den Suez-Kanal besichtigt und die mächtigen Kräfte bewundert hat, die durch sinnreiche Technik bei dem Bau in Anwendung kommen, wird, wenn er nicht ein Anhänger der monopolisirenden Handelspolitik Englands ist, den Wunsch und die Hoffnung hegen, daß dieses schöne Werk einen gedeihlichen Fortgang nehme und zum Abschluß komme. Obgleich Deutschland nur einen Hafen, Triest, besitzt, von dem aus es den Suez-Kanal benutzen wird, so wird es bald durch Erweiterung seiner Handelsunternehmungen erkennen, welcher immensen Vortheil ihm die Abkürzung des Weges nach Arabien, Indien und China sichert; zunächst können aber Odessa und die übrigen Häfen des schwarzen und asowschen Meeres durch den Suez-Kanal einer Entwicklung ihrer Handelsflotte entgegensehen, indem er ihnen eine siegreiche Concurrnz mit den englischen Kauffahrern in Aussicht stellt. So wird sich Herr von Lesseps auch Rußlands Dank verdient haben.

H. Gr. Stachelberg.

Wirthschaftliche Rundschau.

Von den Vorwürfen, welche zu allen Zeiten den Liberalen und Reformern gemacht worden sind, dürfte keiner beliebter sein, als der der Ueberstürzung. Es soll ja Alles oder noch viel mehr, als verlangt wird, geschehen, aber nur Geduld! „Im Princip, heißt es, bin ich mit Ihnen ganz einverstanden, nur ist der jetzige Moment besonders ungünstig für Reformen. So dringend sind die Uebelstände ja nicht, daß wir mit den Neuerungen nicht noch ein paar Jahr warten könnten.“ Länger denkt natürlich kein Mensch die Reform aufzuschieben!

Aber von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werden die nöthigsten Reformen aufgeschoben, und es ist als ob man nicht wüßte, daß jede Frucht, wenn nicht zur rechten Zeit gepflückt, das Schicksal haben kann, am Baume zu verfaulen. —

Indem wir es unternehmen, die wirthschaftliche Seite der Reformbedürftigkeit unserer Provinzen (zunächst Livlands) zu beleuchten, sind wir weit davon entfernt, die historische Begründung der gegebenen Verhältnisse zu verkennen. Ebenso wenig fällt es uns bei, irgend jemand daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß es so und nicht anders ist, und am allerwenigsten übersehen wir, daß es im vorigen Jahrhundert fast im ganzen übrigen Europa ebenso gewesen ist: wir wollen nur die Differenz zwischen dem Vorhandenen und dem von Erfahrung und Wissenschaft für die gesunde wirthschaftliche Entwicklung eines Landes Geforderten constatiren und dadurch das Erstaunen ermäßigen, welches leicht eines schönen Tages

unsere Landsleute bei der Erkenntniß, daß die baltische Cultur-Colonie banquerott geworden, erfassen dürfte.

Unsere landwirthschaftliche Production liegt darnieder, unser Handel schreitet rückwärts, und unser Industrie- und Fabrikbetrieb kommt nur deshalb nicht herunter, weil er überhaupt nie auf irgend welcher Höhe gestanden hat. Betrachten wir jedes dieser Gebiete besonders.

Nur unter der Voraussetzung dreier Grundbedingungen kann eine landwirthschaftliche Production zur vollen Entwicklung gelangen;

1) muß je nach den örtlichen Verhältnissen wenigstens einer der drei Produktionsfactoren: Naturkraft, Arbeit und Kapital, in ausreichendem Maße vorhanden sein, um von den Landwirthen zur Production herangezogen werden zu können;

2) muß der Grundbesitz ungebunden sein, damit eine den Verhältnissen anpassende freie Vertheilung des Grundes und Bodens möglich wird;

3) muß die Möglichkeit geboten sein, die landwirthschaftlichen Producte auf den Markt zu bringen, d. h. die Transportkosten derselben müssen zu den Produktionskosten in einem nicht zu hohen Verhältniß stehen.

Bei der Production eines jeden Gutes (im national-ökonomischen Sinn) wirken die drei Produktionsfactoren: Natur, Arbeit und Kapital mit und zwar wird, je nach den Natur- und Kulturverhältnissen, diejenige Kraft vorherrschend angewandt werden, deren Ausbeute die geringsten Opfer verlangt. Deshalb wird auf der ersten Kulturstufe der Völker, wo Kapital und Arbeitskraft nur in geringem Maße vorhanden ist, am extensivsten *) gewirthschaftet; die an den Grund und Boden gefesselten Naturkräfte stehen dem Menschen unbeschränkt zur Verfügung und haben nur soviel Werth, als Arbeitskraft vorhanden ist, sie auszubeuten. Im Mittelalter der Völker, da aller Grund und Boden schon in Besitz genommen ist, verleiht ihm diese Beschränkung an sich Werth und führt dazu, häuslicher mit den ihm inwohnenden Kräften umzugehen und diese so ökonomisch als möglich durch Arbeit auszubeuten. In der dritten Entwicklungsperiode, wenn durch das Anwachsen der Bevölkerung der an Ausdehnung gleich bleibende, zur Ernährung erforderliche Grund und Bo-

*) Der Nationalökonom unterscheidet die Ackerbausysteme hauptsächlich darnach, ob sie den Boden verhältnißmäßig schwach oder stark mit Arbeit und Kapital versehen; die der ersten Art, welche also den Factor der Natur möglichst ungemischt wirken lassen, nennt derselbe extensiv, die der letztern Art, welche an Grundstücken möglichst zu sparen suchen, intensiv.“ Roscher: Nationalökonomik des Ackerbaues, S. 62, § 23.

den stets an Werth zunimmt, während die wachsende Arbeits- und Kapitalkraft gleichzeitig an Werth verliert, tritt die Nothwendigkeit ein, die beschränkten Naturkräfte durch die unbeschränkten Factoren, Arbeit und Kapital, zu ersetzen, d. h. zur intensiven Wirthschaft überzugehen. Siedurch wird auch den mit Naturkräften schwach ausgestatteten Gebieten die Möglichkeit geboten, Ackerbau mit Vortheil zu betreiben. Hat ein Land weder fruchtbaren Boden, noch günstiges Klima, noch Arbeits- und Kapitalkraft, so muß seine landwirthschaftliche Production unbedeutend bleiben.

Bei uns ist es eine von Landwirthen bis zum Ueberdruß erhobene Klage, daß unsere klimatischen und Bodenverhältnisse dem Ackerbau so ungünstig seien, daß ganz besondere Maßnahmen erforderlich sein sollen, um den Grundbesitzer vor dem Ruin zu schützen; bei dem kurzen Sommer und der mangelnden Arbeitskraft soll der Landwirth in den Gesezen (vergl. Livl. Bauerverordnung v. 1860 § 359, 3) eine Garantie suchen müssen, daß seine Felder nicht ertraglos werden! Also Klima und Boden mangelhaft, Arbeitskraft ungenügend — und Kapital? — Ja Kapital haben wir nicht, „und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil unser Fabrikbetrieb, der doch allein größere Kapitalansammlungen vermittelt, von der Regierung nicht genügend begünstigt wird“ — so sagt der Herr Fabrikant, unzufrieden damit, daß von dem Werthe aller einkommenden Waaren durchschnittlich nur 51 % erhoben werden. Aber ob nun aus diesem oder aus einem andern Grunde, jedenfalls fehlt es an Kapital; das ist das traurige Factum! — Wir beugen uns ihm und gehen über zu der zweiten der drei Grundbedingungen für die landwirthschaftliche Blüthe eines Landes.

Es dürfte ein kaum anzusehender Grundsatz sein, daß die meisten Menschen lieber faulenzten als arbeiten und lieber wenig arbeiten als viel! Aber nur Arbeit schafft Werthe und sollen mithin so viel als möglich landwirthschaftliche Werthe producirt werden, so muß auch die landwirthschaftliche Bevölkerung (welche beiläufig c. 87 % unserer Gesamtbevölkerung ausmacht) mit allen Mitteln zur Arbeit gezwungen werden. Der einzige Hebel zur Arbeit ist aber im allgemeinen der menschliche Egoismus; nur wenn ich mir durch meine Anstrengung ein entsprechendes Maß von Gütern erwerben kann, werde ich dieselbe auch auf's höchste steigern. Giebt es nun eine Sphäre, in welcher einer bestimmten Gesellschaftsgruppe der ungestörte Besitz garantirt ist, während die andern davon ausgeschlossen sind, so wird erstere sich auf diesem Gebiet nicht besonders anstrengen, weil sie jedenfalls in ihrer Existenz gesichert ist, und die andere nicht, weil

ihren etwanigen Erfolgen schließlich ein Damm entgegensteht, welchen auch die größte wirthschaftliche Tüchtigkeit nicht zu durchbrechen vermag.

Aber nicht allein der Natur der Menschen muß bei der Production Rechnung getragen werden, sondern auch der Natur der Verhältnisse. Der höchste Grad der intensivsten Wirthschaft kann nur bei sehr kleinen Gütern Anwendung finden, bei mittleren und großen aber gehört ein bedeutendes Kapital und noch bedeutendere landwirthschaftliche Intelligenz dazu, um die größtmögliche Production zu erzielen; es muß daher, je nach den örtlichen Verhältnissen, nach der herrschenden landwirthschaftlichen Intelligenz und nach dem vorhandenen Kapital, die Vertheilung des Grundbesitzes in große, mittlere und kleinere Güter möglich sein. Diese richtige Vertheilung erfolgt von selbst im Spiel des freien Verkehrs, kann aber nie durch ein Gesetz fixirt werden, weil der Gesetzgeber, um dem in der fortschreitenden Entwicklung der landwirthschaftlichen Production stets wechselnden Bedürfniß gerecht zu werden, immer wieder und fast täglich die getroffenen Bestimmungen abändern müßte — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Mittel sich finden läßt, dem jedesmaligen Bedürfniß den Puls zu fühlen.

Wie aber steht es damit bei uns in Livland? — Es existiren c. 900 große Wirthschaftseinheiten (Rittergüter) und c. 30,000 mittlere (Gesinde); kleiner Grundbesitz nur in der Umgebung der Städte. Die Rittergüter sind der privilegirte Besitz einer kleinen Fraction der Bevölkerung, während 99 % derselben davon ausgeschlossen bleiben. Bei den Gesinden aber sind feste Grenzen der Verkleinerung wie Vergrößerung gesetzt (Maximum 1 Haker, Minimum $\frac{1}{8}$ Haker). So steht es um die Freiheit des Grundbesitzerwerbes in Livland, um die Ungebundenheit im Theilen und Zusammenlegen der Grundstücke, um die Möglichkeit eines ungehemmten Spieles der Kräfte! Wann wird endlich die für die betreffende Reform günstige Zeit gekommen sein?

Was den dritten Punkt, die Communicationsmittel anlangt, so liegt es auf der Hand, daß die landwirthschaftliche Production in der Möglichkeit ihrer Verwerthung ihre Grenze finden muß. Wozu soll ein Landwirth mehr Korn hauen, als er für seinen Bedarf braucht, wenn er dasselbe nicht verkaufen kann? Sind die Communicationsmittel theuer, so verkleinern sie den Markt der Producte und damit die Production. Für so voluminöse Werthe aber, als die landwirthschaftlichen zu sein pflegen, sind

Wasserwege das wohlfeilste und Eisenbahnen das bequemste Transportmittel; beide fehlen fast vollständig.

So entbehrt denn unsere landwirthschaftliche Production aller Grundbedingungen, um zu einer kräftigen Entwicklung zu gelangen; vorher aber kann von einer internationalen Bedeutung derselben keine Rede sein und es sind mithin beim ferneren Verkehr mit dem Auslande die Grundlagen unserer materiellen Existenz bedroht. Wollen wir in unsern Bedürfnissen um einige Jahrhunderte zurückgehen, uns in Watmal kleiden und bei Pasten, Grütz und Bierkäs alle Früchte der europäischen Kultur verschmähen, dann allerdings könnten wir in unseres Leibes Nothdurft und Nahrung gesichert sein; wollen wir dagegen auch fernerhin unsere gesteigerten materiellen und geistigen Bedürfnisse befriedigen, dann werden wir uns wohl auch bequemen müssen, der Kultur auf den Pfaden zu folgen, welche ausschließlich einzuschlagen sie nun einmal für gut befunden hat, d. h. wir müssen in landwirthschaftlicher Beziehung

1) unsern Grund und Boden ausreichend mit Arbeit und Kapital befruchten; dazu müssen wir aber

2) den Grund und Boden von den Fesseln befreien, durch welche er in seinen normalen Bewegungen gehemmt ist. Nimmer wird das Kapital mit Lust dem Grundbesitz zufließen, wenn er ein privilegirter zu sein fortfährt. Nimmer werden Fleiß und Intelligenz den rechten Wettlauf beginnen, wenn Maxima und Minima die Bahn verlegen. Wird aber erst in dieser Hinsicht das Unumgängliche geschehen sein, dann werden sich

3) auch die Mittel finden lassen, die producirten Werthe auf den Weltmarkt zu befördern. — Soviel von unserer Landwirthschaft! Sehen wir uns jetzt um nach unseren Gewerben, unserer Industrie.

Man mag vom ethischen und philanthropischen Standpunkte (obgleich nicht weniger mit Unrecht) gegen die freie Concurrenz einwenden was man will — im Interesse der best- und größtmöglichen Production ist ohne sie nicht auszukommen. Niemand bestreitet es mehr, daß nur durch sie alle in einem Lande ruhenden Arbeitskräfte zur höchsten Leistung gespornt werden können. Die Zünfte aber bilden den Gegensatz der freien Concurrenz und lähmen den Aufschwung der Gewerbe durch die Vorbedingungen, von welchen sie ihren Betrieb abhängig machen. In den meisten Gewerben sind es die Kapitalisten, die Fabrikanten gewesen, welche den ersten Anstoß zur zeitgemäßen Entfaltung derselben gegeben

haben. Der dadurch für den Handwerker entstehenden Gefahr, von der Uebermacht des Kapitals erdrückt zu werden, ist mit Erfolg das Princip der Association entgegengesetzt worden. Das Fortbestehen der Zünfte in ihrer alten oder sei es auch (wie in Riga) modificirten Gestalt wiegt die Handwerker in eine trügerische Sicherheit ein, welche nicht nur den Betrieb selbst herunterbringt, sondern auch hindert, daß sie sich zu Associationen verbinden und auf diesem Wege den an sie mit Recht gestellten gesteigerten Ansprüchen der modernen Zeit genügen. Es ist ein Irrthum zu erwarten, unsere Handwerker würden die großen Schwierigkeiten des zu organisirenden Genossenschaftswesens überwinden wollen, bevor die Wellen der Noth ihnen über den Kopf zusammenschlagen. Die bei uns bereits bestehenden Associationen sind kein Beweis für das Gegentheil, da dieselben nur aus größtentheils bemittelten zünftigen Meistern gebildet sind und gar keine Concurrnz mit Kapitalisten oder sonstigem Engros-Betrieb auszuhalten haben. Wenn erst sämmtliche Zunftbeschränkungen gefallen sein werden und in Folge dessen die Associationen auch andere Concurrnz haben werden als isolirte zünftige Handwerksmeister, dann erst werden einerseits die Schwierigkeiten zu Tage treten, mit welchen das Associationsprincip nothwendiger Weise zu kämpfen hat, aber auch dann erst wird andererseits die Bildung von Genossenschaften erwartet werden können, welche jeder Concurrnz trogen, den Handwerksbetrieb entwickeln und den Handwerkerstand vor seinem Untergang bewahren.

Wozu sollen sich unsere Handwerker in ihrer gegenwärtigen Situation die Mühe geben besser oder wohlfeiler zu arbeiten? Sie hätten davon keinen Vortheil; denn von den beiden Klassen, in welche unsere Handwerker süglich getheilt werden können, nämlich in solche, welche schlecht arbeiten und solche, welche sehr schlecht arbeiten, ist die erstere bereits der Art mit Arbeit überhäuft, daß sie eine Vergrößerung ihrer Kundschaft weder bedarf noch begehrt, und bleibt auch die zweite Klasse nicht unbeschäftigt, weil das Publikum doch noch lieber den schlechtesten als gar keinen Handwerker benützt. So fehlt es unserem Handwerk an dem gehörigen Trieb und Stachel zum Fortschritt. Wer in unserem Lande wüßte nicht von den traurigen Erfahrungen zu erzählen, die er mit den Handwerkern gemacht? Wir erhalten theure aber schlechte Waare und müssen bei kleinen Arbeiten sogar noch die Gefälligkeit der Herren Meister hoch anerkennen, wenn sie dieselben nicht ganz abweisen — was übrigens auch oft genug vorkommt. Die Zunft bietet keinerlei Garantie, weder für die Güte der

Arbeit noch für die Einhaltung der Termine noch für die Niedrigkeit der Preise. Was also sollen denn noch die Zünfte? Antwort: nur c. $\frac{9}{10}$ % unserer Bevölkerung (und nicht einmal so viel, da die meisten der in dieser Summe mitinbegriffenen Gesellen und Lehrlinge mit der Aufhebung der Zünfte sehr einverstanden wären) ein sorgenfreies oder doch bequemes Leben bereiten. Es ist damit wie mit der Zunft der Güterbesitzer; nur mit dem Unterschiede, daß die Tage der Handwerkszünfte bereits gezählt sind — in Folge der von der Staatsregierung vorbereiteten neuen Gewerbeordnung — die Schicksalsstunde des Güterbesitzerprivilegiums aber noch in Dunkel gehüllt ist.

Und mit dem bekannten Schillerschen: „ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte“, tritt unsere Fabrik-Industrie der landwirthschaftlichen und Handwerks-Production würdig an die Seite! Die Lebensbedingungen jeder bedeutendern Fabrik-Industrie sind 1) Kapital und 2) Arbeitskraft, und solange wir an diesen beiden Factoren Mangel leiden, könnten wir mit eben so viel Erfolg die Ostsee in den Stintsee leiten als durch legislatorische Acte einen blühenden Fabrikbetrieb begründen wollen. Zahlen wir durch die Zünfte unsern Handwerkern eine Prämie für schlechte Arbeit, so drängt unser Schutzollsystem unsere Kapitalien künstlich in einen Betrieb hinein, für dessen ausreichende Rentabilität wir durch unmäßige Preise unserer Industrie-Producte büßen müssen, so daß wir den doppelten Schaden zu tragen haben, sowohl diejenige Production, welche in unsern Verhältnissen natürlichen Boden hat, durch den Mangel an Kapital, das künstlich in andere Betriebskanäle geleitet wird, lahm gelegt zu sehen, als auch diese Kapitalien durch Monopolpreise der von ihnen producirten Güter verzinsen zu müssen, während ohne Prohibitiv- oder Schutzoll wir dieselben Producte nicht nur wohlfeiler und besser aus dem Ausland beziehen könnten, sondern unsere Kapitalien sich denjenigen Gebieten zuwenden müßten, in denen sie ohne künstliche Ableitung die höchsten Zinsen tragen würden.

Wie sehr die ausländische Fabrik-Production die unsrige nicht nur an Niedrigkeit der Productionskosten, sondern auch an Güte der producirten Waaren übertrifft, dafür liegt der unzweifelhafte Beweis in der Thatfache vor, daß die ausländischen Fabrikate trotz des hohen Schutzolls, der ihren Preis erhöht, dennoch gesuchter sind als die inländischen. Der Fabrikant meint natürlich: „nur aus Vorurtheil“ und „weil die Schutzölle für die Jugendlichkeit unserer Industrie noch immer zu niedrig sind“. Wie dem aber auch sei, jedenfalls leiden durch das Schutzollsystem nicht nur

die Consumenten, sondern auch die gesammte Production. Denn es ist klar, daß die Producenten, welche zu ihrem Betriebe irgend welcher Erzeugnisse aus dem Gebiete der Fabrik-Industrie bedürfen und dieselben nur zu hohen Monopolpreisen beschaffen können, demgemäß den Preis ihrer Producte steigern müssen. Aus dieser Preissteigerung aber ergiebt sich eine Verkleinerung des Marktes und oft die Unmöglichkeit, mit dem Auslande zu concurriren. Die letzte Consequenz des Schutzzollsystems ist, daß es selbst die Henne schlachtet, welche die goldenen Eier legen soll, d. h. daß es den Consumenten, welche die Fabrikproducte bezahlen sollen, die Mittel dazu nimmt, indem es deren eigene productive Thätigkeit lähmt.

Jedes Land kann fremde Producte nur kaufen, wenn es seine eigenen verkaufen kann; unser Schutzzollsystem aber zwingt uns dazu allen Ländern, welche vorherrschend Fabrikate erzeugen, nur zu verkaufen, d. h. ihnen die Möglichkeit des Kaufens zu erschweren. Der ausländische Kaufmann, welcher unsere Waare nicht gegen die seinige eintauschen kann, muß letztere erst gegen Geld umsetzen und kann uns in Folge dieser doppelten Operation das Geld nicht für denselben Preis geben, für welchen er seine Waaren abgegeben hat. Zudem nun noch dazu kommt, daß wir durch diesen Zwang, unsere Waare meistens gegen Geld einzutauschen, in unserem ausländischen Handel die Nachfrage nach Geld und damit den Preis desselben steigern, so liegt auf der Hand, wie theuer bezahlt das Geld ist, welches wir gegen unsere Waare erhalten. Mit diesem theuer erworbenen Gelde aber bezahlen wir, als Consumenten, die Monopolpreise unserer Fabrikate, um mit Hülfe dieser wiederum nur um so theurer zu produciren, — und wundern uns schließlich, daß kein Mensch mehr unsere Producte kaufen will.

Facit: die Gebundenheit unseres Grundbesitzes beschränkt die landwirthschaftliche Production; unsere Zünfte verkümmern das Handwerk; unser Zollsystem lähmt unsern Handel, und unsere Fabrik-Industrie kommt trotzdem zu keiner Blüthe. Es giebt also kein Gebiet unserer materiellen Production, auf welchem den Forderungen der Zeit für eine gedeihliche Entfaltung derselben Rechnung getragen wäre. Wir enthalten uns, wie schon oben gesagt, jedes Urtheils über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Reformen, können aber nicht umhin anzunehmen, daß ohne dieselben unsere Production ihrem vollständigen Ruin entgegen geht. Es ist bei uns in jüngster Zeit mächtig um Rechte gekämpft worden; aber darum,

daß es sich schließlich auch lohne, diese Rechte erworben oder behauptet zu haben, kümmern sich Wenige.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die äußern Verhältnisse zu besprechen, welche mehr oder weniger dazu beitragen, unsern Cours zu verschlechtern, unsere Waaren zu vertheuern und unsere trotz alledem geschaffenen Werthe der Nutzung innerhalb dieser Provinzen zu entziehen. Darüber könnte man nicht reden, ohne sich tief in die das gesammte Reich betreffenden Finanzfragen einzulassen. Sagen wir nur noch ein Wort über unser Steuersystem.

Neben den verschiedenen indirecten Steuern, welche bekanntlich an sich von der Volkswirtschaft verurtheilt sind, haben wir drei Steuer-Kategorien, welche mit einander um die Palme der Unzweckmäßigkeit ringen, und zwar erstens die Kopfsteuer, zweitens die Grundsteuer auf dem Lande und drittens die Immobiliensteuer in den Städten. Die erste und die dritte sind ihrem Wesen nach ungerecht, die zweite aber in ihrer Form höchst unglücklich. Bei der Kopf- und Grundsteuer sind auch die Uebelstände bereits allgemein anerkannt und es ist bekanntlich im Werke, wenigstens die erstere baldmöglichst abzuschaffen; bei der Immobiliensteuer aber bedürfte es wol noch eines hartnäckigen Kampfes, um unsere Anstcht durchzusetzen. Wir können hier zur Begründung dieser These nur anführen, daß 1) die Immobiliensteuer nur eine Form des mittelalterlichen Steuerprincips ist, wonach stets derjenige zu zahlen hatte, bei welchem sich die Steuerhebung am leichtesten effectuiren ließ, d. h. derjenige, welcher der Steuerhebung den geringsten Widerstand entgegensetzen konnte, und daß 2) die Immobiliensteuer unmöglich vom Vermiether auf den Miether übergewälzt werden kann, weil Angebot und Nachfrage, welche wie alle Preise, auch den Miethzins (Miethpreis) bedingen, durch eine Steueranlage oder Steuererhöhung ganz unbeeinflusst bleiben.

Wir können ebensowenig hier als überhaupt in diesem Aufsatz eine detaillirte Beweisführung unserer Behauptungen geben, da wir sonst in den Fall kämen, eine vollständige Theorie der Nationalökonomie schreiben zu müssen. Es sollten nur einige Hauptpunkte, welche sich uns bei einer gewissenhaften Vergleichung der gegebenen Wirklichkeit mit den Forderungen der Theorie aufgedrängt haben, summarisch notirt werden. Wir glauben nicht, damit das Unrige in der Sache gethan, sondern nur um so mehr die Pflicht auf uns genommen zu haben, nach Zeit und Gelegenheit genauere Begründungen und Ausführungen zu liefern.

St. Petersburger Correspondenz.

Ende Juli.

β. — Heute will ich Ihnen einige fragmentarische Bemerkungen über die Deutschen in Petersburg schreiben. Nicht über ihr Verhältniß zu den Russen — das Thema wäre einerseits nicht mehr neu, andererseits bedenklich — sondern über ihre Verhältnisse unter einander. In mancher Beziehung stellen sie sich wohl als ein selbständiges Element der ganzen Bevölkerung dar und wenn man auch mit Recht darüber geklagt hat, daß die Deutschen im Elsaß zum Theil zu Franzosen, die Deutschen in den Vereinigten Staaten zum Theil zu Amerikanern geworden sind, so bleibt immerhin noch viel Deutsches an ihnen übrig. Lessing sagt einmal der Nationalcharakter der Deutschen bestehe darin, keinen zu haben, und doch hat derselbe Mann, der an einem Nationaltheater in Deutschland verzweifelte, weil die Deutschen keine Nation seien, so viel zur Entwicklung des Nationalbewußtseins gethan. Letzteres verlißt nie ganz, tritt aber allerdings bisweilen so weit in den Hintergrund, daß man oft Mühe hat die Spuren davon zu erkennen. Besonders in politischer Beziehung ist es in manchen deutschen Kreisen Petersburgs herkömmlich auf dem Gefrierpunkte zu stehen: man ist Dilettant in Sachen der Politik und es ist ja auch so mühevoll die Zeitungen zu lesen, wozu den meisten selbst die nöthigen Vorkenntnisse fehlen. Privatcorrespondenzen über politische Fragen sind selbstverständlich eine sehr seltene Ausnahme. Der Hintergrund einer allgemeinen Theilnahme des Volks an den öffentlichen Dingen fehlt; es giebt nicht einmal

Turnvereine, Wettfingen und Schützenfeste. Wo soll da die Anregung zur Theilnahme an der Politik herkommen? Man muß es hoch anschlagen, wenn allensfalls dem Einen oder dem Andern etwas schleswig-holsteinisch zu Muthе wird oder wenn hier und da etwas üble Laune in Betreff Herrn von Bismarck's zum Vorschein kommt. Das Gros des sogenannten deutschen Publikums hier verfolgt nicht einmal den äußern Verlauf der „deutschen Frage“; von einer Parteinahme ist nicht zu reden. Es ist ja auch schon sehr lange her, daß Solon bei Strafe von jedem Staatsbürger verlangte, er solle zu irgend einer Partei gehören. Der Staat ist eine Abstraction geworden. Man kommt mit ihm täglich in tausendfache Berührung, aber man hat nicht das Bewußtsein von der engen Beziehung des Staates zu jedem Einzelnen.

Aber die deutsche Volksthümlichkeit hat ihren Schwerpunkt nicht in der unmittelbaren Theilnahme an der Politik. Es giebt tausenderlei Anderes was den Deutschen viel mehr zum Deutschen macht als ein genau formulirtes politisches Glaubensbekenntniß. Es ist nicht zufällig, daß die Marseillaise der Deutschen, Vater Arndts vielgesungene Volkshymne: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ mit einem Fragezeichen beginnt. Wenn die Deutschen ein „engeres“ und „weiteres“ Vaterland unterscheiden, so ist das ein Anderes, als wenn der berühmte englische Staatsmann Fox im Gespräch mit einem französischen Diplomaten bemerkte: England, d. h. die Großbritannischen Inseln, sei nur das Absteigequartier, die Station der Engländer, die ganze Welt sei England.

An das „engere“ Vaterland werden die in Rußland lebenden Deutschen durch ihre geschäftlichen Beziehungen zu Consulaten und Gesandtschaftsbüreau's erinnert; das „weitere“ Vaterland ist eben die Erhaltung der Volksthümlichkeit, Sitte und Sprache. Die deutschen Colonien auf dem platten Lande sind in der letztern Beziehung bisweilen so conservativ, daß man in spätern Zeiten Archäologen wird hinschicken können, um wie heute in den Trümmern von Herculaneum und Pompeji, die Cultur längst entschwundener Zeiten daran exemplificirt zu sehen. Doch nicht von solchen amputirten und eingepökelten Stückchen des „weiteren“ Vaterlandes der Deutschen will ich Ihnen heute etwas mittheilen, sondern einige Züge aus dem Leben und Treiben der Deutschen im Gewühl der großen Städte. Auch in London und Paris, in Moskau und Petersburg giebt es für die ausgewanderten Deutschen, Franzosen, Schweizer u. s. f. Veranlassungen sich ihrer Nationalität zu erinnern. Zu diesen Veranlassungen gehört die

Armenpflege. Ein Zufall verschaffte mir die Gelegenheit Rechenschaftsberichte der verschiedenen Armenvereine und sonstiger Gesellschaften der Ausländer in Rußland durchzublätern. Es steckt darin allerdings unter einer großen Masse von unnöthiger Salbung und von leerem Phrasengeklängele manche anziehende statistische und historische Notiz.

Nach verschiedenen Gesichtspunkten finden bei den Gesellschaften der Ausländer in Rußland Trennungen und Vereinigungen statt. Bei der Armenpflege tritt das confessionelle Element in den Hintergrund und das nationale in den Vordergrund, bei andern Unternehmungen umgekehrt. In der französischen Wohlthätigkeitsgesellschaft in Moskau ist sowohl der Geistliche der katholischen Kirche als auch der Pastor der reformirten Gemeinde Mitglied des Ausschusses; bei dem hier seit 1½ Jahren bestehenden Gesellenhause „zur Palme“, werden obgleich diese Anstalt eine Stiftung der evangelischen Gemeinden ist, Gesellen jedes andern christlichen Bekenntnisses aufgenommen. Die Benützung der „Bibliothek der evangelischen Gemeinden“ ist statutenmäßig nur den Mitgliedern derselben gestattet. Ob für die letztere Beschränkung hinreichende Gründe vorliegen, ob dieselbe auch beobachtet wird, ist mir nicht bekannt.

Erfreulich ist die Annäherung der verschiedenen Stände in den Verwaltungsausschüssen solcher Vereine. Geistliche und weltliche Beisitzer, Gelehrte und praktische Geschäftsmänner, Beamte und Handwerker haben hier einerlei Aufgaben zu lösen, lernen miteinander ein wenig die Anfangsgründe des Selbstgovernmentes kennen und haben Gelegenheit sich von ständischen Vorurtheilen zu befreien.

Manche von diesen Anstalten der Ausländer sind sehr alt und haben im Laufe der Jahrzehnte große Bedeutung gewonnen. So z. B. besteht die Petrigemeinde seit 155 Jahren, aus einer kleinen hölzernen Kirche ist eine große steinerne geworden, an welcher drei Prediger angestellt sind; aus einem kleinen hölzernen Hause dabei sind sechs große steinerne Wohnhäuser, aus einem kleinen hölzernen Schulhause sind zwei große Schulhäuser geworden. Die nicht rentirenden Activa des Gemeindevermögens z. B. Kirche, Schulhäuser u. s. f. betragen die Summe von gegen 400,000 Rbl., die rentirenden Activa 470,000 Rbl. doch ist das Grundvermögen der Kirche mit einer Schuld von ungefähr 400,000 Rbl. belastet.

Vor einiger Zeit feierte die hiesige Schweizerische Hülfsgesellschaft ihr fünfzigjähriges Bestehen. Anfänglich zur Unterstützung der von Mißwachs und Ueberschwemmung nothleidenden Schweizer im Kanton Glarus gestiftet,

hat später die Gesellschaft besonders die hilfbedürftigen Landsleute in Petersburg unterstützt und seit ihrem Bestehen ungefähr 70,000 Rbl. verausgabte. — Das Kapital des hiesigen französischen Wohlthätigkeitsvereins, welcher ebenfalls bereits fast ein halbes Jahrhundert besteht, beträgt die Summe von über 50,000 Rbl. — Der hiesige deutsche Wohlthätigkeitsverein unterstützte in den Jahren 1844 bis 1862 über 30,000 Individuen und setzte ungefähr 200,000 Rbl. um. — Sind diese Erfolge auch nicht als imposant zu bezeichnen, so zeugen doch solche Gesellschaften von Organisationsfähigkeit und man kann dem Bestreben für die Armenpflege bestimmte Gesichtspunkte zu gewinnen und dem Gespenst des Proletariats zu begegnen nur Glück wünschen.

Als bedeutend ist der Erfolg zu bezeichnen, mit welchem die 1846 gegründete „Bibliothek der evangelischen Gemeinden“ arbeitet. Sie zählt jetzt etwas über 30,000 Bände und hat in den letzten Tagen durch eine Schenkung des Rectors der russischen Sprachwissenschaft Gretsch mehrere hundert Bände hinzugewonnen. Sowohl die Zahl der Leser als die der ausgeliehenen Bücher ist im Steigen begriffen. Seit Bestehen der Anstalt sind über eine halbe Million Bände ausgegeben worden und in dem Jahre 1863 allein 38,362 Bände. Diese bedeutende Frequenz erklärt sich vor allem durch die Unterhaltungslectüre im engern Sinne, für welche in so liberaler Weise gesorgt wird, daß z. B. von Freitags „Soll und Haben“, als dieser Roman gerade en vogue war, nicht weniger als 13 Exemplare angeschafft wurden. Daß aber in Bezug auf die Wahl der Bücher bei der Anschaffung die Bibliothek der evangelischen Gemeinden durchaus nicht in die Reihe der Leihbibliotheken gewöhnlichen Schlages gestellt werden kann, zeigt ein Blick in den Katalog, wo man die neueren epochemachenden wissenschaftlichen Werke in bedeutender Auswahl vertreten findet. Auch die dem Gros des Publikums zulieb anzuschaffenden Romane unterliegen einer sorgfältigen moralischen und einer vielleicht nur zu ängstlichen confessionellen Censur. Die für Anschaffung neuer Bücher verausgabte Summe betrug i. J. 1863 1005 Rbl. Für die Benutzung der Bibliothek wird ein nach Vermögen oder Belieben zu bemessender, gewöhnlich aber nur 2—4 Rbl. ausmachender Jahresbeitrag gezahlt. Wenn man von den Subventionen absteht, welche die evangelischen Gemeinden als solche der Bibliothek angedeihen lassen, so ist eigentlich dabei von keinen freiwilligen milden Beiträgen zu reden, weil bei allen übrigen Zahlenden die Leistung

der Gegenleistung entspricht. So steht denn diese Bibliothek durchaus auf eigenen Füßen, d. h. auf wirtschaftlich gesunder Basis.

Die Mehrzahl der Deutschen in Petersburg gehört dem Handwerkerstande an. Die Gründung des Gesellenhauses „zur Palme“ ist deshalb als ein Ereigniß in der Geschichte des hiesigen deutschen Elementes zu bezeichnen. Wie die Bibliothek der evangelischen Gemeinden nicht in eine Reihe gestellt werden darf mit gewöhnlichen Leihbibliotheken, so darf das Gesellenhaus durchaus nicht mit gewöhnlichen Klubs, Herbergen u. dgl. verwechselt werden. Es ist dabei nicht so sehr auf Unterhaltung abgesehen, als auf Bildung und wohl auch auf wirtschaftliche Vortheile. In Betreff der geistigen Anregung läßt sich das Gesellenhaus fast als eine in das Moderne übersehte Meisterfängerschule bezeichnen. Man liest Zeitungen und Zeitschriften, vornehmlich speciell die einzelnen Handwerke betreffende Blätter; es werden populär-wissenschaftliche Vorträge gehalten; man turnt und singt, spielt Schach und Billard und unternimmt wohl auch, wie noch in den letzten Tagen geschehen ist, einen gemeinsamen Ausflug ins Freie. Wirtschaftliche Vortheile erwachsen den Mitgliedern des Vereins daraus, daß sie zu wohlfeileren Preisen als anderswo Speisen und Getränke und ein Unterkommen in der „Palme“ finden, und ferner ist die Veranstaltung von großer Bedeutung, daß die Anstalt zwischen Meistern, welche Arbeiter brauchen und Gesellen, welche Anstellung suchen, vermittelt, wodurch in echt modernem Sinne für den Verkehr viel gewonnen ist. Was die Verfassung des Vereins betrifft, so besteht das Directorium aus drei Predigern und drei Meistern. Wie es kommt, daß in dem Directorium des „Gesellenhauses“ keine Gesellen mitbetheiligt sind, bedarf einer Erläuterung, die wir nicht zu geben vermögen. Dem von dem Directorium eingesetzten Hausvater stehen sechs von den Gesellen erwählte Obmänner zur Seite, welche administrative und polizeiliche Befugnisse haben. Bei der Wahl der Obmänner schlägt das Directorium für jede Obmannsstelle drei Candidaten vor, aus denen die Gesellen zu wählen haben, so daß auch bei Besetzung dieser Stellen das aus Predigern und Meistern bestehende Directorium einen bedeutenden Einfluß ausübt. Außerdem besteht ein beratender Ausschuß, welcher einen engern und weitem Rath umfaßt. Dieser Ausschuß hat das Recht an den Berathungen des Directoriums Theil zu nehmen, Anträge zu stellen; ihm stehen auch die Bücher zur Einsicht offen. Die Mitgliedschaft des beratenden Ausschusses wird bedingt durch einen gewissen Geldbeitrag: also ein Censur. — Im Mai

1864 betrug die Anzahl der Mitglieder der „Palme“ 240. — Die Zahl der deutschen Gesellen in unserer Stadt ist so groß, daß dem Verein, wenn er in Uebereinstimmung mit den Anforderungen der Zeit sich fortentwickelt, noch eine bedeutende Zukunft bevorstehen kann. Manche ökonomische und Verfassungsfrage wird an ihn herantreten. Möge er sie glücklich lösen.

Das Vereinswesen macht in Rußland in allen Kreisen Fortschritte. Sogar mit der Bildung von Vorschußvereinen und Sparkassen in Schulze-Deleßsch's Weise soll vorgegangen werden. Die Gründung eines solchen Vereins für selbständige Handwerker wird hier gegenwärtig von dem Schneidermeister Eduard Dieblich vorbereitet. Die Mitglieder des Vereins sollen monatliche Beiträge entrichten, um ein Betriebskapital zu bilden, aus welchem gegen mäßige-Zinsen Darlehen gemacht werden. Wenn man den großen Erfolgen solcher Anstalten im Westen einige Aufmerksamkeit schenkt, so kann man sich dazu Glück wünschen, daß auch unserer Stadt die Resultate der Wissenschaft zu Gute kommen.

Dreizehn Jahre sind seit Gründung der ersten Genossenschaft in Deutschland verfloßen und bereits 1861 bestanden in Deutschland 364 Vereine. So weit die Geschäftsergebnisse dieser Vereine bekannt wurden, konnte man folgende Vergleichung zwischen den Jahren 1860 und 1861 anstellen:

	1860.	1861.
Mitgliederzahl.	31,602	48,760
Besitzlichkeit der Mitglieder . . .	462,012 Thlr.	799,375 Thlr.
Die geleisteten Vorschüsse	8,478,489 "	16,876,009 "
Die Spareinlagen	1,322,494 "	2,649,036 "
Die Verluste	1,490 "	13,805 "
Reservefonds	66,865 "	107,238 "

Gegenwärtig schätzt man die Zahl der Creditgenossenschaften in Deutschland auf gegen 700 mit einem jährlichen Umsatz von 30 Millionen Thalern. Von den Städten ging das Streben die kleinsten Kapitalien zusammenzulegen aus; dasselbe hat bereits begonnen sich hier und da dem platten Lande mitzutheilen. Es gilt vor allem dabei national-ökonomische Kenntnisse in den Massen zu verbreiten, um die Gründung solcher Genossenschaften zu erleichtern, die Theilnahme an denselben zu steigern. In Wjätka wird die Gründung eines Juristenvereins beabsichtigt, welcher u. A. den Zweck hat, die Verbreitung juristischer Kenntnisse in allen Volksklassen

zu vermitteln. Auch für die Verbreitung national-ökonomischer Kenntnisse muß mehr geschehen als bisher.

Die praktischen Bedürfnisse sorgen übrigens schon für die Erweckung solcher Kenntnisse. So z. B. wird die Arbeiterfrage auch bei uns in verschiedener Weise ventilirt. Seit fast 20 Jahren besteht hier ein „Asyl für weibliche Dienstboten,“ welches den Zweck hat, zwischen dem Publikum und der dienstsuchenden Klasse zu vermitteln. Bisher haben über 1000 Personen durch Vermittelung der Anstalt Beschäftigung gefunden und dafür sehr mäßige Gebühren entrichtet, welche in dem letzten Jahre noch weiter ermäßigt wurden. Während bei dieser Anstalt die Deutschen als Hauptbetheiligte erscheinen, hat neuerdings auch in den Sitzungen der Stadtverordneten hier ein Programm zur Bildung von Dienstbotenvereinen Stoff zur Verhandlung geboten. Die Mitglieder dieser Vereine sollen unentgeltlich mit Stellen versorgt werden. Für makellosen Dienst während einer Reihe von Jahren erhalten sie Prämien oder eine jährliche Pension von dem Verein, welcher auch die Sorge für den ersten Schulunterricht ihrer Kinder übernimmt. Da die Dienstbotenklasse einen sehr bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung unserer Stadt bildet und an vielen Uebelständen leidet, so ist die Frage von solchen Genossenschaften wohl als eine brennende anzusehen. Wie u. A. die zahlreichen bereits seit undenklichen Zeiten hier bestehenden Genossenschaften der Lastträger, Comptoirdiener u. s. f. (Artselchschiks) zeigen, ist man hier für die Gründung solcher Genossenschaften sehr befähigt. Auf diesem Wege kann Bildung und Wohlstand in diesen tiefen Schichten entstehen, welche sonst leicht Material liefern für das Proletariat.

Besonders erfreulich ist bei diesen und ähnlichen Erscheinungen, daß sie ohne die Initiative des Staates ins Leben treten. Das Princip der Selbsthilfe macht sich mehr und mehr geltend, die unzähligen Regeln der Wirthschaftspolizei werden vereinfacht. Sparcassen, Vorschußvereine Armenhäuser sind mit Pflanzen zu vergleichen, welche im Freien unverhältnißmäßig besser gedeihen als im Treibhause. Sie bedürfen keines officiellen Gärtners, keiner Hegide der schützenden und leitenden Bureaukratie und man braucht nicht zu fürchten, daß Unkraut daraus werde, auch wenn der Staat sich möglichst wenig um solche Anstalten kümmert. Man ist oft sehr bemüht dem Pauperismus und Proletariat von Staatswegen mit officiellen Mitteln zu begegnen und denkt nicht immer daran, daß solche in

den tiefern Schichten der Gesellschaft gegründete Vereine das wirksamste Mittel enthalten, die Verarmung zu verhüten.

Vor nicht langer Zeit erschien ein Buch von dem durch manche andere Schriften bereits bekannten Nationalökonomem Hermann Rentsch: „Der Staat und die Volkswirtschaft. Eine Parallele zwischen den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebung und den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1863.“ Der Verfasser tritt mit dem Anspruch auf, besonders diejenigen zu belehren, welche an der gesetzgebenden Gewalt Theil haben und mit der entschiedenen Ueberzeugung, daß auch heute noch der Staat in den meisten wirthschaftlichen Fragen eine allzugroße Rolle spiele. Ohne eigentlich im Princip besonders viel Neues zu bringen, hat diese Schrift das Verdienst einmal wieder die Hauptfragen der Wirthschaftspolizei zu prüfen und die neuesten Resultate der Wissenschaft dem großen Publikum in sehr gut lesbarer Form zugänglich zu machen. Biewohl gesagt worden ist, daß kein Buch von so großem praktischem Einfluß auf die Gesetzgebung gewesen sei, wie Adam Smiths „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes,“ so zählen auch heute Männer wie Schulze-Delitzsch, Max Wirth, Güter, Rentsch u. A. um so mehr zu den bedeutenderen Publizisten, als sie frei von irgend einer bestimmten Tendenz, sine ira et studio dasjenige, was die Wissenschaft als über allen Zweifel erhaben hinstellte, der Praxis zugänglich zu machen suchen. Wenn nur die so einfachen Resultate der Wirthschaftslehre in Betreff der Gewerbefreiheit, der Wuchergesetze u. dgl. m. verbreiteter wären, so hätten die Gesetzgeber manches zurückgebliebenen Staates in Deutschland nicht so viele Versäumnisse nachzuholen, als dieses der Fall ist, und im großen Publikum beständen über diese Fragen gesündere Ansichten, als man hier und da wohl antrifft.

Aber freilich gerade in Bezug auf Wirthschaftspolizei sind die verschiedenen Völker verschieden erzogen. Die Bevormundung ist in Frankreich zu allen Zeiten gleich groß gewesen. Gleichviel ob Könige, Demagogen oder Kaiser regieren, das Publikum dort erwartet nur vom Staate alles Heil, alle Hülfe und die complicirte büreaukratische Maschinerie, die Intendanten, Präfecten, Maires u. s. f. haben dort zu allen Zeiten die Rolle einer Art Vorsehung gespielt. Fällt einem Bauer eine Kuh, so wendet er sich an den Staat mit der Bitte ihm den Schaden zu ersetzen; ist die Ernte nicht gerathen, so ist der Staat mit Kornvertheilung und allerlei, übrigens natürlich unzureichender Unterstützung sogleich bei der Hand; ge-

lingt es einem Landmann den Ertrag seines Grundstücks zu erhöhen, so wird er dafür vom Staate belobt und belohnt; will Jemand in Algier eine Mühle bauen, so muß in Paris deshalb angefragt werden, worüber natürlich viele Monate hingehen u. dgl. m. — Die gegenwärtige Regierung in Frankreich hat mancherlei Verdienste um das materielle Wohl Frankreichs, sie baute Eisenbahnen und Kanäle, legte Straßen an, dämmte Flüsse ein, unterstützte die Schifffahrt, den Ackerbau und Handel, die Industrie auf alle Weise; aber gleichzeitig hat sie die Privatthätigkeit beeinträchtigt, den Unternehmungsgeist in seiner Entwicklung gehemmt und sich einer solchen Vielregiererei schuldig gemacht, daß der Kaiser Napoleon III. im Juni 1863 selbst eingestehen mußte „seine Schöpfung habe ein Uebermaß von réglementation hervorgerufen, und er begreife nicht, wie z. B. eine Communalangelegenheit von untergeordneter Bedeutung und sonst ohne alles Bedenken eine Untersuchung von mindestens zwei Jahren erfordere, weil eils verschiedene Behörden sich damit befassen müßten“. Dieses Eingeständniß nimmt sich um so wunderlicher aus, als derselbe Mann, ehe er den Präsidentenstuhl in der französischen Republik bestieg, in seinem Wahlmanifest außer vielen andern schönen Sachen auch die Entwicklung der Selbstverwaltung in Aussicht stellte. Daß es indessen den Franzosen gar nicht so sehr um Selbstverwaltung zu thun ist, zeigen die „cahiers“ oder Instructionen an die Abgeordneten der Nationalversammlung von 1789, welche bei manchen Gelegenheiten auf die Hülfe des Staats hinwiesen, zeigen die socialistischen Systeme, welche eine Organisation der Arbeit von Staatswegen verlangen, und zeigt auch der Umstand, daß in dem soeben erwähnten Wahlmanifest außer jener Bemerkung von der Selbstverwaltung sich das Versprechen findet, daß die Arbeiter im Alter vom Staate pensionirt werden sollten.

Bekanntlich ist die Frage über das Verhältniß des Staats zu der Arbeiterklasse gerade in den letzten Zeiten in Deutschland mit großer Wärme verhandelt worden. Der immerhin geistreiche und dialektisch gewandte Antagonist Schulze-Delitzsch's Ferdinand Lassalle verspricht u. A. durch Beschaffung von 100 Mill. Thalern vermittelt einer Zinsgarantie des Staats der materiell schlimmen Lage der Arbeiter abzuhelfen; Andere lehnen durchaus jede Einmischung des Staates in solche Creditinstitute ab. Eine solche Einmischung hat bisweilen politische Gründe, wie denn in Frankreich die Theilhaber der sogenannten caisses paternelles größere Vortheile genießen als die entsprechenden Privatbanken gewähren können,

um die Kapitalien der Arbeiter in die Staatskasse zu locken und dadurch die Arbeiter und Handwerker, denen der Staat schuldet jeder Staatsumwälzung abgeneigt zu machen. Hier sind also die volkswirtschaftlichen Vortheile durchaus Nebensache. Aber auch bei den ehrlichsten wirtschaftspolizeilichen Absichten des Staates werden seine Bemühungen oft von sehr schlechtem Erfolge gekrönt. Auf dem volkswirtschaftlichen Congreß von 1859 legte Schulze-Delitzsch die Ergebnisse mehrerer auf Subvention beruhender Vorschußvereine zu vollkommener Würdigung der staatlichen Unterstützung vor. Ein in Kassel bestehender Verein mit einem zinsfreien Darlehen von 7500 Thalern hatte noch nicht einmal sein ganzes Kapital umgeseht. Im Jahre 1848 wurden in Preußen gegen hundert Vorschußklassen gegründet und vom Staate mit einem Kapital von 85,000 Thalern ausgestattet, aber ihr Umsatz betrug im Jahre 1857 weniger als die Höhe des Grundkapitals. Der Umsatz einzelner Kassen streift aus Lächerliche. Die Kasse des zweiten Bezirks in Berlin setzte mit 1457 Thalern nur 92 Thlr., die des 46-ten Bezirks mit 897 Thlr. nur 25 Thlr. um. Die Schenkung solcher Betriebskapitalien ist um so unwirtschaftlicher als die Kreditbedürftigen sehr gut erkennen, wie ihr Kredit durch Unterstützungen nicht gekräftigt, sondern untergraben werden müsse. Rengsch bemerkt, man werde der Wahrheit sehr nahe kommen, wenn man behauptete, daß eine solche Darlehnskasse um so geringern Umsatz und um so mehr Verluste aufzuweisen habe, je mehr sie auf Unterstützung beruhe.

Als die Handelskrisis von 1857 die sächsische Regierung veranlaßte der Großindustrie Vorschüsse zur Beschäftigung der Arbeiter anzubieten, erkannten die Fabrikherren den guten Willen dankbar an, erklärten jedoch mit sehr wenig Ausnahmen die Krisis für weniger gefährlich als das Sinken ihres Credits, den sie durch die Annahme von Regierungsdarlehen für gefährdet hielten. — Noch energischer haben sich die englischen Kaufleute bei einer ähnlichen Gelegenheit ausgesprochen. Als der englische Minister Pitt den Kaufleuten, welche unter der Continentsperre litten, versprach auf alle Weise dem Handel aufzuhelfen zu wollen, war die Antwort: „Wir bitten um weiter nichts, als daß das hohe Ministerium sich um uns gar nicht kümmern und wir werden uns wohl befinden“. Der Unwille über die lästige Einmischung der Regierungen in die wirtschaftlichen Angelegenheiten der Völker hat zuletzt den geistreichen französischen Nationalökonom Say zu dem paradoxen Ausruf veranlaßt: „diejenige Regierung ist die beste, welche wenig oder gar nicht regiert“ und der geniale Buckle be-

merkt in seiner „Geschichte der Civilisation in England“ in demselben Sinne, die Aufgabe der Gesetzgebung bestehe in der letzten Zeit ganz besonders darin überflüssige Gesetzesverordnungen abzuschaffen.

Und in der That, die Gesetzgebung hat in der letzten Zeit einen emancipirenden Charakter. Man braucht nur an Einzelnes zu erinnern: hier und da kommt man bereits zur Einsicht, daß die Untheilbarkeit der Güter schädlich sei, daß sie die Güter hindere in die productivsten Hände überzugehen, daß sie die Creditverhältnisse der landbauenden Klasse beeinträchtige. In den meisten deutschen Verfassungsurkunden ist Freiheit des Erwerbs allen Staatsangehörigen zugesichert, die Gewerbefreiheit siegt über den Zunftzwang und selbst das Concessionswesen erleidet hier und da heftige Angriffe. Der Schornstein der ersten Dampfmaschine ward zum Grabstein für die Zünfte, das Pfeifen der ersten Locomotive war ihr Grabgeläute. Die Nationalversammlung in Frankfurt hat bereits ein Gewerbegesetz in modernem Geiste redigirt, und seitdem sind die meisten Staaten mit Reformen in dieser Richtung vorgegangen. Hessen-Kassel und Mecklenburg haben freilich noch keine Gewerbefreiheit, aber daß manche Regierungen bei solchen Fragen überaus schwerfällig sind, kann man ja u. A. auch daraus ersehen, daß die Buchergesetze, von denen wohl gesagt worden ist, sie trügen mit Recht ihren Namen, da sie Bücher erzeugten, auch noch nicht überall abgeschafft sind, während es doch leicht genug ist einzusehen, daß eine schablonenmäßige Festsetzung der Höhe des Miethzinses für Kapitalien ebenso unvernünftig ist, als wenn der Staat sich anmaßen wollte die Höhe der Sätze beim Verleihen von Musikalien und Büchern, Maschinen, Arbeitsvieh u. dgl. festzusetzen.

Der Staat braucht nicht mehr wie früher, wenn Jemand sich in einem Staate niederlassen will zu untersuchen, ob der betreffende Erwerbszweig nicht schon hinreichend vertreten sei; es bedarf nicht mehr des Kopfbrechens von Seiten des Staats über die festzusetzende Zahl von Schustern und Sattlern in jeder Stadt; der Staat hat es nicht nöthig die besten Landwirthe mit Prämien oder gar, wie in Frankreich vorgeschlagen wurde, mit Orden zu belohnen; er kann die Mühe sparen Altersrentenbanken und Sparkassen zu gründen; gegen die vom Staate erteilten Patente für neue Erfindungen wird Sturm gelaufen; die Schutzzölle werden zu Anachronismen. Für die Frage von den Staatseisenbahnen ist es lehrreich, daß im vergangenen Jahre die Kammer in Holland die allmähliche Ueber-

gabe der Staatsbahnen an den Privatbetrieb beschlossen hat. Um der Armuth entgegenzuarbeiten, den Volkswohlstand zu heben bedarf es von Staatswegen vor allem der Freigebung der Arbeit und des Kapitals.

Mitte August.

Bei den vielen Veränderungen, Reformen und Uebergängen, welche wir in Rußland in der letzten Zeit erfahren haben und noch erfahren, ist es nicht zu verwundern, wenn dieser Uebergangszustand auch in der russischen Belletristik seinen Ausdruck findet. In vielen Romanen, welche während der letzten Jahre erschienen, spiegelt sich diese Unruhe ab. Die Romanliteratur gewinnt publicistisches Interesse und liefert Material für Rußlands Culturgeschichte.

Der Zusammenhang zwischen vielen neuern Romanen und den bedeutendsten Fragen, welche den Staat und die Gesellschaft betreffen, ist um so erklärlicher, als die meisten Romane in erster Auflage in Zeitschriften erscheinen. Ebenso wie ein Theil der wissenschaftlichen Literatur von der periodischen Presse absorbiert wird, so findet auch die Belletristik in den renommiertesten Journalen sehr viel Raum, und wer die Hauptzeitschriften liest oder blättert, ist so ziemlich sicher die hervorragenden Erscheinungen der neuesten Romanliteratur kennen zu lernen. Diesem Umstand entspricht die gesteigerte publicistische Bedeutung der Romane. Die Tendenz macht sich auch in dieser Literaturgattung geltend. Belletristik und Publicistik reichen einander die Hand.

Man kann nicht leugnen, daß der Roman in allen Literaturen in den letzten Zeiten diese publicistische Bedeutung gewonnen hat und mit bestimmten Tendenzen austritt. Es ist nicht mehr, wie sonst wohl, auf bloße Unterhaltung abgesehen. Es handelt sich nicht bloß darum ein Kunstwerk zu schaffen. Schiller hat den Romanschriftsteller einen „Halbbruder des Dichters“ genannt. Heute könnte man ihn als den Halbbruder des Culturhistorikers oder des Journalisten bezeichnen. In Frankreich haben Eugène Sue und G. Sand mit großer Energie socialphysiologische Fragen in Romanform behandelt; sie sind als Anatomen der Gesellschaft aufgetreten, die Abfichtlichkeit bei Wahl der Stoffe, bei der Art der Behandlung ist Hauptgrundlage ihrer Schöpfungen; es galt ihnen manche brennende Frage der Gegenwart zu beleuchten. Der Roman will nicht mehr nur unterhalten, sondern belehren: er wird didaktisch. Ebenso ist in Deutschland der Zeitroman, der Tendenzroman in den letzten Jahrzehnten zu einer früher

ungeahnten Bedeutung gediehen. Zu den Hauptaufgaben des neuesten Romans gehört eben: ein Culturgemälde der Gegenwart zu liefern. Das Interesse an einzelnen Charakteren wird noch übertroffen von dem Interesse an den Massen. Diese werden im Roman beleuchtet, das Sein und Wesen aller Stände wird nicht bloß dargestellt, sondern bisweilen sogar der Kritik unterworfen. Im Roman wird über öffentliche Fragen raisonnirt, politisirt. Im Roman macht man Partei für oder wider das Alte oder das Neue. Im Roman docirt man, wie die Zukunft sich gestalten solle. Von Goethe, Tieck, Zimmermann wurde diese Richtung angebahnt, Heine und Börne haben den Journalismus mit der Publicistik noch enger verbunden und in den Romanen Guklows, Mundts u. A. ist die Richtung auf die brennendsten Zeitfragen, das Streben, ein Gesamtbild der Gegenwart zu liefern noch wahrnehmbarer. Man muß heutzutage mehr Studien machen, um einen Roman zu schreiben als früher; eine reiche Phantasie genügt nicht, es bedarf tiefer Reflexion und vor allem der Treue des Naturforschers bei der Beobachtung.

Solcher Art sind auch die meisten Erscheinungen der neueren und neuesten russischen Belletristik. Lermontow lieferte das Portrait eines „Helden unserer Zeit“; Gogols meisterhafte Novellen bewegten sich auf dem Boden des entschiedensten Realismus, und fast alle seine Nachfolger haben es sich angelegen sein lassen, auf demselben Wege fortzuschreiten. Der talentvollste und berühmteste unter ihnen, Swan Turgenjew, gab vor zwei Jahren einen Roman heraus, der in ganz Rußland ungeheures Aufsehen machte und von dem wir hier erzählen wollen.

„Die Väter und die Söhne“ (Отцы и дѣти, Москва 1862) ist der Titel. Mit bewunderungswürdiger Kunst wird in diesem Buche der Conflict des alten mit dem Neuen geschildert. Als Hauptperson tritt „Jung-rußland“ auf. Man kann, wie von einem „jungen Deutschland“ oder von einer „giovine Italia“ auch von einem „Jungrußland“ reden. Diese Erscheinung ist in der allerletzten Zeit sehr deutlich hervorgetreten, spielt eine große Rolle, hat entschieden praktische Bedeutung gewonnen. Wer sie nicht in der Wirklichkeit kennen zu lernen Gelegenheit hat, mag sie in dem Buche Turgenjews studieren. Wie sie leidet und lebt hat er sie in allen ihren Zügen bis zum Unheimlichen ähnlich portraittirt.

Die Fabel ist sehr einfach: zwei Studenten, Basarow und Kirsanow, lehren nach Vollendung ihrer Universitätsstudien zu ihren Eltern in die Provinz zurück. Zwei Generationen stehen somit einander gegenüber und

zwei Zeitalter. Die Situation ist sehr gewöhnlich. Alltagsleben auf den Gütern, Besuche, ein Paar Liebesgeschichten, eine Reihe von Gesprächen, in denen die verschiedenen Lebensanschauungen zu Tage kommen. Die beiden Generationen plagen auf einander mit diametral entgegengesetzten Ansichten. Der Conflict steigert sich namentlich für die Eltern Basarows bis zum Tragischen. Die Alten leiden beim Anhören aller Ueberzeugungen der Jugend und diese wiegt sich in dem Gefühl der Ueberlegenheit über das Alter.

Turgenzew schrieb diesen Roman offenbar nur, um den Typus dieser „modernen Titanen“, wie er in Rußland aufgetreten ist, darzustellen.

Burschikos, emancipationswüthig, negirend tritt diese Jugend auf, mit einer renomnistischen Bravour des Denkens, mit Protesten gegen alles Veraltete, mit Verachtung der „überwundenen Standpunkte“. Alle fernliegenden Motive werden verleugnet, die Wirklichkeit, die unmittelbarste Gegenwart wird auf den Thron erhoben; frisch und scharf, keck zugreifend, vor allem rücksichtslos, in feberhafter Unruhe und Ausgelassenheit will man die Zukunft gestalten. Nihilismus wurde diesen Radicalem vorgeworfen, und Nihilisten nannten sie sich alsbald selbst. Es ist viel Grimasse dabei, viel Frivolität, Zerrissenheit, Cynismus. Man ist stolz auf das moderne Heidenthum, verachtet alle „Romantik“, trägt seinen Sarkasmus zur Schau über Politik, Religion, Kunst. Hier und da geht man von der Impertinenz zur Blasphemie fort. Maßlos suffisant bricht man mit allem Ueberliefertern auf allen Gebieten.

Solche eine Atmosphäre schildert Turgenzew. In seinem Bilde ist nicht ein Strich Caricatur, alles Kopie, aber ebenso künstlerische Kopie wie die Werke der berühmtesten Genremaler. Es ist von Bedeutung, daß gerade Turgenzew das Buch geschrieben hat, der als Künstler in erster Reihe steht und als Publicist hochgeachtet ist. Er fällt nirgends ein directes Urtheil über seine Helden, aber daß er die Gestalten so naturgetreu hinstellt, ist als stellte er sie an den Pranger.

Basarow, ein junger Mediciner, tritt als Vertreter einer Gattung auf. Arroganz und Nüchternheit zeichnet diese Sorte Menschen aus. Die Nüchternheit ist ein wenig studiert, die Natürlichkeit etwas abständig. Man tritt nicht mit einem System auf, Basarow sagt einmal: „Wir predigen nichts“, aber an einer andern Stelle heißt es: „Wir erkennen keine Autorität an“; „Wir sind eine Kraft“; „Wir negiren“ u. s. f.

Diese jungen Helden so studiert gleichgültig, so vornehm nachlässig

sie erscheinen, treten doch mit dem Anspruch auf sofort ihre Fahne auszuhängen, ihr Glaubensbekenntniß vorzutragen. Man kokettirt mit der Selbstgenügsamkeit; die Anspruchslosigkeit ist geheuchelt, selbst die Frivolität erscheint als etwas Gemachtes. Das ganze Benehmen dieser Menschen, ihre Unruhe und Fieberhaftigkeit zeugt davon, daß diese ganze Richtung ungesund, unnatürlich ist. Basarow und Kirjanow haben natürlich Naturwissenschaften studirt. Alle Humaniora werden verachtet. „Ein Chemiker ist zwanzigmal nützlicher als ein Poet“ sagt Basarow. Von Rafael wird mit größter Geringschätzung gesprochen, „er sei ein Narr gewesen wie alle Künstler, er sei keinen Heller werth“. Man ist eben Nihilist und erhaben über solche Dinge. Die Definition eines Nihilisten ist: „er verhält sich zu allen Dingen kritisch, nimmt kein Princip auf Treu und Glauben an“. Er hält sich frei von allem Doctrinarismus, glaubt an nichts, auch an keinerlei hervorragende Persönlichkeiten. „Die sogenannten Fortschrittsmänner (передовые люди) taugen nichts“. Von Logik hält man nichts: „Wir kommen auch ohne Logik aus. Was soll uns die Logik? Will man essen, wenn man hungrig ist, so bedarf es dazu keiner Logik. Nur keine Abstractionen!“ — „Unser Motiv ist das Nützlichkeitsprincip. Jetzt ist es nützlich zu negiren; also negiren wir. Es gilt tabula rasa zu machen. Bauen mögen Andere“.

Der größte Genuß dieser jungen Leute ist Verachten. Selbstgefällig lächelt man über die Bauern, welche noch an den feurigen Wagen des Elias glauben. Wegwerfend spricht man von Macaulay; George Sand ist veraltet — „zurückgeblieben“.

Basarow ist der Vertreter dieser Gattung Menschen in besserem Sinne. Seine Freunde und Jünger sind schon Caricatur: nicht im Buch, sondern in der Wirklichkeit. Kindisch, jugenhaft treten sie auf. Schon Basarow ist studirt in seinem Außern, aber die Andern bedürfen des äußern Apparat's noch viel mehr. Selbst die Unordnung in den Wohnungen will genial erscheinen. In dem Zimmer der durchaus emancipirten Dame Kulschin liegen in buntem Gewühl Papiere, Briefe, Zeitungen und Revüen auf staubigen Tischen; Speisereste, Cigarren- und Papprosspuren überall; sie selbst ist unordentlich gekleidet mit zerzaustem Haar, in unsauberem aber seidenem Kleide. In eine schäbige Sammetmantille gewickelt, auf einer Couchette ausgestreckt, fabricirt sie sich ein Pappros und raucht und geht in Gesellschaft der modernen Titanen bis zur — Berausung. Diese Scene ist ekelhaft, aber mit großem Talent dargestellt. Der Geist wird

negirt. Die Emancipation des Fleisches triumphirt. Basarow sagt: „Was fabelt man von geheimnißvollen Bezügen zwischen den beiden Geschlechtern. Die Pbystologie weiß, was davon zu halten ist. Es ist lächerlich von tiefen, seelenvollen, räthselhaften Blicken zu reden. Die Anatomie weiß von solchen Albernheiten nichts“. Und ein anderes Mal: „Menschenkenntniß ist ein Unding. Es lohnt nicht die Menschen zu studieren, da sie alle gleich sind. Alle haben Gehirn, Lunge, Leber u. s. f. einer wie der andere, und auch die sogenannten sittlichen Eigenschaften sind überall dieselben. Man braucht nur ein Exemplar kennen zu lernen, so kennt man alle. Die Menschen sind wie die Bäume im Walde. Einem Botaniker fällt es nicht ein, jede einzelne Birke zu studieren“.

Diesen Ansichten gegenüber ist es wie eine Kritik und Zurechtweisung, daß der Hauptheld sich verliebt, während er gleichzeitig alle Liebe für Unsinn hält und sich darüber verwundert, „daß man den Ritter Toggenburg und alle Troubadours nicht ins Irrenhaus gesperrt habe.“

Im Meinungskampfe mit diesen Vertretern des Neuen erblicken wir den Vater und den Onkel Kirjanows — letzterer ein Gentleman vom reinsten Wasser, Aristokrat im bestem Sinne, geistvoll, zartfühlend, durch und durch Idealist — und die Eltern Basarows, deren Portraits zu dem Besten gehören, was in dieser Gattung geleistet wurde. Die Eltern schämen sich ihrer Religiosität, weil sie den Sohn fürchten und vergöttern. Die Mutter macht ein Kreuz hinter seinem Rücken, segnet ihn heimlich, pflegt ihn auf alle Weise und wird ihm, der von Gemüthlichkeit natürlich nichts halten will, lästig. Sie ist eine echte Gutsbesitzerin von altem Schrot und Korn, sehr fromm und empfindsam, glaubt an allerlei Wunder, Zeichen und Träume, an Hausgeister und Waldkoblbe, an den bald bevorstehenden Untergang der Welt; sie hält viele Thiere für unrein, fastet sehr streng, ißt keine Wassermelonen, weil sie an das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers erinnern u. dgl. m.

Basarow vergiftet sich bei der Section einer typhösen Leiche und stirbt. Die Leere und Dede dieses Sterbens ist meisterhaft geschildert. Eine gewisse Eitelkeit verläßt ihn bis zuletzt nicht. Er sagt: „Welch jämmerlicher Wurm ist der Mensch; ein halbzerretener Wurm, der sich krümmt. Auch ich habe geglaubt: ich werde viel thun, viele Aufgaben lösen; ich sei ein Gigant. Und jetzt hat der Gigant nur die Aufgabe mit einigem Anstande zu sterben, obgleich das niemanden etwas angeht...“ Daß der Verfasser seinen Helden sterben läßt, ist gewissermaßen symbolisch. Dies Element

weiß weder mit der Welt noch mit sich etwas anzufangen. Es kann keine bedeutende Stellung in Rußlands Zukunft haben. Es ist eine Krankheitserscheinung, welche kommt und vergeht.

Am Schlusse blizt die publicistische Absicht Turgenjews durch. Im Auslande, in Heidelberg zeigt er dem Leser die emancipirte Dame umgeben von Studenten. Sie studirt Chemie, Baukunst und alles Mögliche. Die Studenten setzen die Heidelberger Professoren in Erstaunen: zuerst durch ein sehr nüchternes Urtheil über alle Dinge, sodann durch grenzenlose Faulheit und eine kolossale Ignoranz. Diese jungen Chemiker kennen die Anfangsgründe ihrer Wissenschaft nicht, sind aber dabei erfüllt von Negation und Selbstvergötterung.

Solche Erscheinungen, wie diese nach dem Leben geschilderten, sind Zeichen der Zeit, aber auch die Darstellung derselben im Roman ist ein Zeichen der Zeit. Können erstere als ein Gift bezeichnet werden, so ist die feine Komik, die leise Ironie solcher Romane ein Gegengift. Die Naturwahrheit solcher Darstellungen ist das Kunstreichste dabei; der Verfasser ist bisweilen objectiv auf Kosten der Aesthetik. Mit solchen Romanen ist es wie mit der Caricatur: was an der Kunst verloren geht, wird wie Wischer sagt, an directem Einfluß auf das Leben, an eindringlicher Durchsäuerung und Durchsetzung seiner trägen und schlechten Stoffe gewonnen.

Diese letztern Bemerkungen finden noch mehr Anwendung auf ein anderes belletristisches Erzeugniß, das vor nicht langer Zeit in Rußland und hier und da auch in deutschen Blättern recht viel Aufsehen machte. Wir meinen die „Memoiren aus dem todten Hause“ (Записки изъ мертвого дома) von Dostojewski.

Bei diesem Werke fühlt man ebenso wie bei dem so eben besprochenen Roman Turgenjews die publicistische Absicht durch. Hier wie dort kommen Thatsachen aus dem Kulturleben der Gegenwart zur Darstellung. In der Schrift Dostojewski's kann man einen Beitrag erblicken zur Lösung der Frage von den Strassystemen, vom Gefängnißwesen, von dem Verhältniß der Gesellschaft zum Verbrecher und umgekehrt. Die Einkleidung aber ist so durchaus belletristisch, daß man sieht, der Romanschreiber ist nur auf Augenblicke zum Publicisten geworden, nur momentan hat er den Pinsel des Genremalers mit der Journalistensfeder vertauscht. Reflexionen, Theorie, Discussion ist ihm etwas ganz Beiläufiges; seine Hauptaufgabe

besteht darin, ein sehr ins Einzelne gehendes großes Gemälde zu liefern von dem Leben der zur Zwangsarbeit in Sibirien Verurtheilten.

Ein Züchtling tritt als Erzähler auf. Von seinen sonstigen Verhältnissen, von seinem Verbrechen erfährt man nichts. Von dem Tage seines Eintritts in das „todte Haus“ bis zu seiner Freilassung, mehrere Jahre lang, beobachtet er und schreibt dann später die empfangenen Eindrücke nieder. Es ist keine Erzählung in zusammenhängendem biographischem Flusse, sondern eine Reihe einzelner Bilder, pikanter Episoden, in welcher sich ein großes Gesamtgemälde des Zuchthauslebens entrollt. Man wird sehr vertraut mit diesem Leben im „todten Hause“ beim Lesen dieses Buches, man lernt die verschiedensten Persönlichkeiten kennen; alle Verhältnisse sind mit mikroskopischer Genauigkeit dem Auge des Lesers vorgeführt. Ein Blick in dieses Gemälde überzeugt den Leser, daß hier Selbsterlebtes dargestellt wird. Die Phantastie konnte feiern, wo die Fülle von Erfahrungen und Eindrücken von außen auf eine Persönlichkeit traf, welche, mit solcher Darstellungsgabe ausgestattet, so ungewöhnlich sähig war zu beobachten. An solche Bilder reicht eben wegen der Naturtreue und Genauigkeit der Ausarbeitung keine Phantastie hinan. Dieses behagliche Ausmalen der widerwärtigsten Bilder ist kein anziehendes Phänomen in der Geschichte der russischen Belletristik. Der Schmutz und alle ekelhaften Vorkommnisse bei dem Besuch der Badstuben, die ganze Rohheit und das wüste Treiben der Betrunkenen am Weihnachts- und Ostertage; die Unsauberkeit der Kleider und Wäsche, welche die Züchtlinge im Krankenhause erhalten — alles dieses wird mit beispielloser Hintansetzung von Idealität und Schönheit, ruhig, leidenschaftslos, mit liebevollem Eingehen ins Detail behandelt. Bis in die unbedeutendsten Züge unterrichtet uns der Verfasser über das Sein und Wesen der Betrunkenen; wir lernen Feinheiten des Verbrecherdialektes kennen; es giebt da eine Fluth von kleinen Sprüchen, Sprüchwörtern, Redensarten, die man nur in den untersten Volksschichten kennen lernen kann. Mit Meisterschaft ist der Conversationston des Böbels, der Hefe der Gesellschaft in seinen subtilsten Nuancen wiedergegeben; ein unerschöpfliches Repertoire von Sprüchwörtern tritt uns entgegen, nicht so beredt, so geistreich und mannigfaltig wie bei Homer und Shakespeare, aber noch naturwahrer, und eben diese Naturwahrheit übt auf den Leser einen eigenthümlichen Zauber aus.

Aber bei solchen Neußerlichkeiten bleibt der Verfasser nicht stehen. Sein Werk ist nicht bloß ein Genrebild, sondern eine tief gründliche psy-

hologische Studie. Er liefert herrliche Portraits von einzelnen Züchtlingen und deren Peinigern. Unter den ersteren finden wir Vertreter aller Stände und vieler Länder, Bauern, Soldaten, Kaufleute, Industrielle und Edelleute, Russen, Polen, Zigeuner, Juden und Orientalen. Die Schilderung, wie dem Verfasser als „Edelmann“ ein intimes Verhältniß zu der den niedersten Ständen angehörenden Masse der Züchtlinge unmöglich gemacht ist, gehört zu dem Anziehendsten, was man über das moderne Kastenwesen lesen kann. Ebenso ist das Verhalten der Züchtlinge zu einander und zu der Obrigkeit mit großer Feinheit geschildert. Unter dem officiellen Personal finden wir Vertreter einer früheren Barbarei vom reinsten Wasser, Offiziere, deren Element das Prügeln ist und die beim Anblick des Spießruthenlaufens im höchsten Genusse schwelgen.

Bei der sich vollziehenden Reform des Strafwesens, nach Abschaffung der Körperstrafen haben die von Dostojewski gelieferten eingehenden Schilderungen, wie letztere vollzogen werden, kulturhistorisches Interesse. Auch in diesem Gebiete von sehr zweifelhafter ästhetischer Anziehungskraft ergeht sich der Verfasser mit sehr großer Umständlichkeit. Bei Gelegenheit der Schilderung des Lebens im Krankenhause und an andern Orten spricht er ausführlich vom Spießruthenlaufen, vom Peitschen mit Ruthen u. s. f. Die bei der Heilung halbtodt Geprügelter angewendeten Mittel werden besprochen, Vergleiche zwischen der Wirkung von Stöcken und der von Ruthen angestellt, manche Einzelheiten über den Henker mitgetheilt.

Bei Abfassung dieser Kapitel mochte der Verfasser den Zweck haben, durch eine grelle und dabei treue Darstellung solcher Gräuelpuncte ihrer Abschaffung rascher herbeizuführen. Bei aller scheinbaren Absichtslosigkeit der Sprachweise kann man nicht glauben, daß der Verfasser keine publicistische Zwecke mit seiner belletristischen Darstellungsweise verbunden hätte. Die hier und da eingestreuten, übrigens allerdings nicht sehr weit ausgesponnenen Betrachtungen über Verbrechen und Strafe deuten darauf hin, daß der Verfasser diese Fragen anregen, für die wissenschaftliche Discussion Material liefern wollte. Dadurch würde der Cynismus, die photographische Treue der Darstellung gerechtfertigt. Es läßt sich leicht denken, daß solche Lectüre auch für die Praxis von einiger Wirkung sein kann. Nicht bloß leitende Persönlichkeiten können den Einfluß derselben erfahren, auch die Masse gewinnt bestimmtere Gesichtspunkte über diese Fragen.

Gleichwohl wiegt das belletristische Moment in diesem Buche vor und

dies zeigen besonders die unnachahmlich schön erzählten Criminalgeschichten, welche hier und da eingestreut sind, um den Leser mit dem Schicksal des einen oder des andern Züchtlings bekannt zu machen. Dies sind Romane von größtem Interesse, mit dem feinsten psychologischen Studium in der Sprache der Verbrecher selbst wiedergegeben, und eben wieder durch die Naturwahrheit jenen eigenthümlichen Zauber, jenen unheimlichen Eindruck ausübend, den Wachsfiguren oder Automaten wohl bisweilen auszuüben pflegen. Alles Erzählte muß sich Punkt für Punkt so zugetragen haben: dies ist die Ueberzeugung, mit der man diese Liebes- und Mordgeschichten liest, in diesen Abgrund von Leidenschaft, Laster, Erdenjammer hinabschaut. An diese Episoden reichen die vorzüglichsten Abschnitte des „Neuen Pitaval“ nicht hinan in Bezug auf drastische Wirkung, psychologisches Detail, Glanz und Kraft des Styls. Eine Dorfgeschichte wie „Mulkas Mann“ übertrifft Auerbachs Dorfgeschichten weit an Wahrheit, wenn sie auch als ideales Kunstwerk nicht mit ihnen wetteifern kann. Je beschränkter der rein ästhetische Genuß ist, weil alles bis zum Ekel nackt realistisch geschildert ist, desto größer ist das psychologische und criminalistische Interesse. Dabei wird das Gräßlichste durchaus objectiv und ruhig erzählt, und diese Ruhe des Erzählers erhöht noch die ergreifende Wirkung. Diese Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wirkt stärker als die Menge von Ausrufungszeichen und das leidenschaftliche Pathos in jener berühmten Skizze Victor Hugo's: *Le dernier jour d'un condamné*, mit welcher in Anlage, Ausführung und literärhistorischer Bedeutung Dostojewski's Buch recht wohl verglichen werden kann.

Der Bauerlandverkauf in Livland.

Seit dem 19. Februar 1861 hat keine Frage ganz Rußland so unausgesetzt beschäftigt, ist keine von so tiefgreifendem und noch weit in die Zukunft hineinreichenden Einfluß auf alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft gewesen, als die der Regelung des Rechtsverhältnisses des emancipirten Bauernstandes zum Grund und Boden, in letzter Instanz die Creirung des kleinen bäuerlichen Grundeigenthums. Der Staat hat überall, wo die Aufhebung der Leibeigenschaft jetzt erst vollzogen wurde, die Lösung dieser Verhältnisse in die Hand genommen: zwischen den bisherigen Grundbesitzerstand und die Bauern tretend, hat er in jenen Gouvernements die Ablösungen normirt, die Taxpreise des Grundes und Bodens festgestellt und die Vermittelung zwischen den Interessenten übernommen. Schwere Opfer haben von dem grundbesitzlichen Stande gebracht werden müssen; Mißgriffe bei der Ausführung des Gesetzes und Mißbräuche in der Benutzung der neuerworbenen Rechte sind nicht ausgeblieben; neue Verordnungen haben erlassen werden müssen; noch ist der große Grundbesitzer seiner Zukunft nicht gewiß; noch weiß der bäuerliche Grundeigenthümer Rußlands nicht, was ihm sein Besitz bedeutet; geraumer Zeit wird es bedürfen, bis das Gleichgewicht in den mit einem Schlage von Grund aus veränderten Bodenbesitzverhältnissen hergestellt sein, bis die gewollten wohlthätigen Folgen des Gesetzes zur Erscheinung gelangt sein werden.

Betrachtet man dagegen die Entwicklung des bäuerlichen Grundbesitzes in einem Theile des Reiches, wo die Leibeigenschaft bereits vor

halb einem halben Jahrhundert aufgehoben wurde, dessen Lebensbedingungen vielfach abweichend von denen des übrigen Reiches sind — den Ostseeprovinzen, — so wird man allerdings nicht die ganze frohnleistende Landbevölkerung sich mit einem Schlage in einen Stand freier Grundeigentümer verwandeln sehen, indessen einen stetigen Uebergang nach dieser Richtung verfolgen können, der, je entschiedener und allgemeiner er in der letzten Zeit im ganzen Lande bemerkbar ist, um so dauerndere Früchte erwarten läßt. Beiläufig sei hier bemerkt, daß wenn eben von der Landbevölkerung und deren Grundbesitzerwerb gesprochen wurde, nach der hier seit Jahrhunderten heimischen Wirthschafts-Methode nur die etwa den zehnten Theil des Bauernstandes repräsentirenden Inhaber der Bauerhöfe in Frage kommen können, in deren Dienste wie in dem der Gutshöfe der größte Theil der übrigen ländlichen Bevölkerung steht. Nicht zu leugnen ist ferner auch, daß die für die benachbarten Theile des Reiches erlassenen agrarischen Verordnungen einen mittelbaren Einfluß auf unsere Provinzen insofern geübt haben, als der beschleunigte Gang, den wir sehen werden der Bauerlanderwerb hier genommen hat, zum Theil der Rückwirkung jener zuzuschreiben ist; es muß indessen zugleich constatirt werden, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Creirung des bäuerlichen Grundbesitzes, welche den grundbesitzenden Stand in Livland bereits vor 15 Jahren zur Errichtung der Bauer-Rentenbank veranlaßte, nach mancherlei Schwankungen nicht allein in Livland, sondern auch in Kurland und Estland sich Bahn gebrochen hat und als die allgemeine Meinung des Landes bezeichnet werden kann.

Von besonderem Interesse ist es, die fortschreitende Verbreitung des kleinen Grundbesitzes in Livland zu verfolgen, einerseits, weil hier seit einem Jahrhunderte der Schwerpunkt der agrarischen Fragen in den Ostseeprovinzen gelegen hat, hier am meisten in derselben experimentirt worden ist, und so denn auch die Modalitäten des Bauerlandverkaufs bereits seit einem halben Menschenalter praktisch erprobt worden, während diese Verkäufe in Est- und Kurland erst vom allerjüngsten Datum sind; andererseits weil der private, genauer gesagt der nicht der Krone angehörende Grundbesitz in Livland — das nicht nur an Flächeninhalt so groß ist wie Est- und Kurland zusammen, sondern wo auch die Domainen nur etwa ein Siebentel des Grundes und Bodens einnehmen, während sie in Kurland $\frac{2}{3}$ desselben betragen — so überwiegend ist, daß dessen Rechtsverhältnisse nothwendig auch für die übrigen Ostseeprovinzen maßgebend werden müß-

sen. Darauf aber, wie der kleine Grundbesitz sich in dem nicht der Krone gehörenden Grund und Boden entwickelt hat, kommt es für den vorliegenden Zweck an, da eben gezeigt werden soll, wie unsere Provinzen diese Frage selbständig, ohne directe Einwirkung des Staates, zu lösen gesucht und welche Erfolge sie hier aufzuweisen haben.

Zur Würdigung der nachfolgenden aus officieller Quelle geschöpfter Zahlen- und Daten wird vorauszuschicken sein, daß die Summe der Privathäfen *) in Livland (unter welcher, im Gegensatz zu den Domainen, der Kürze wegen auch die den verschiedenen Corporationen zc. gehörenden Besitzungen verstanden werden sollen) im Laufe der letzten anderthalb Decennien sich fast um 5 Procent (nicht weniger als 345 Häfen) gesteigert hat, indem die vielfach vorgenommenen neuen Taxations- und Vermessungen und die Einführung einer intensiveren Wirthschaftsmethode den Betrag des culturfähigen Landes wesentlich erweitert haben; demnach, daß, da hier nicht eine genaue statistische Arbeit beabsichtigt wird, zum besseren Ueberblick der Verhältnisse im Ganzen und Großen meistens die nächststehenden runden Zahlen gewählt sind; dann daß wenn hier von Livland die Rede, die Insel Desel darunter nicht einbegriffen ist, da diese in agrarischer Beziehung unabhängig von Livland dasteht. Aus Desel liegen uns überhaupt keine Notizen in Betreff der hier in Rede stehenden Verhältnisse vor. Zum Verständniß dessen endlich, was die hier üblichen Werthbezeichnungen des Grundes und Bodens in Häfen und Thalern gegenwärtig im Verkehr bedeuten, sei bemerkt, daß der Hafen (von 80 Thalern) in den letzten Jahren durchschnittlich zu 12,000 Rub. Kaufpreis, demnach der Thaler Land zu einem Durchschnittswerth von 150 Rub. angenommen wird.

Dreißig Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland herrschte noch durchweg das Frohneuverhältniß. Im Jahre 1849 schuf die livländische Ritterschaft die Bauerrentenbank, welche zum Zweck hatte, „dem Bauerstande die Mittel darzubieten, nach dem Maßstabe einer zu Grunde zu legenden

*) In Liv- und Estland bildet der Hafen Landes das Maß des zur Zeit in Culturbetrieb befindlichen Landareals, daher nicht darin begriffen sind alle zur Zeit noch nicht zur Cultur herbeigezogenen Bodenflächen, wie namentlich nicht die sehr bedeutenden Wälder und noch uncultivirten Moore, wodurch sich die mit der fortschreitenden Entwicklung durch erneuerte Boden-Taxationen allmählig steigende Hafenzahl erklärt. Als Ausdruck seiner Leistungsfähigkeit gilt seit der ersten schwedischen Boden-Taxation in Liv- und Estland für den Hafen die Bezeichnung seines intensiven Werthmaßes von 80 Thalern, welcher mithin nicht mit seinem durch die wechselnden Zeitverhältnisse bestimmten Kaufpreise verwechselt werden darf.

Rente die bäuerlichen Grundstücke mittelst Kaufs als Eigenthum zu erwerben.“ Das Institut, wie es scheint auf eine nicht richtige finanzielle Basis gestellt, hat seinem Zwecke nur in geringem Maße entsprochen; der letzte livländische Landtag (Frühjahr 1864) hat daher beschlossen, den Bauerlandverkauf mit dem seit 1804 für die Rittergüter bestehenden Landes-Credit-Institut in Verbindung zu bringen, durch dessen Beihülfe den Bauern der Erwerb von bäuerlichem Grundeigenthum förderlicher als bisher durch die Bauerrentenbank ermöglicht werden soll. Wirklich ist nun auch der Verkauf der Bauerländereien sofort in ein neues, das ganze Land mit sich fortziehendes Stadium getreten, wie aus der nachfolgenden, die letzten 13 Jahre umfassenden Tabelle, welche zugleich ein Bild des eine wohlberechtigte Mittelstufe bildenden allendlichen Ueberganges von der Frohne zur Geldwirthschaft giebt, deutlich hervorgeht.

Jahr.	Bäuerliches Eigenthum.	Geldpacht.	Gemischte Pacht.	Frohne.
	T h a l e r .			
1852.	415	72,700	22,000	428,400
1853.	715	73,000	25,600	420,000
1854.	1,614	87,400	30,500	404,000
1855.	2,619	90,800	32,600	400,000
1856.	3,657	97,500	37,000	390,000
1857.	4,590	100,000	39,500	385,000
1858.	7,677	93,700	44,300	384,000
1859.	9,416	96,200	48,800	375,000
1860.	9,600	106,200	65,600	349,000
1861.	9,830	111,400	74,500	334,000
1862.	10,113	123,500	101,200	295,000
1863.	13,470	151,000	130,600	256,000
1864.	19,642	163,263	149,279	218,906

Es ist eine beredte Sprache, welche diese Zahlen sprechen. Im Laufe von 14 Jahren ist die Frohne auf die Hälfte gesunken, hat das Geld- und gemischte Pachtverhältniß sich verdreifacht, ist das bäuerliche Grundeigenthum von einer nicht nennenswerthen Summe (415 Thaler à 150 Rub. = 62,250 Rub.) auf den Werthbetrag von 3 Millionen gestiegen, im letzten Jahre aber (vom September 1863 bis zum gegenwärtigen Augenblicke) um ein volles Drittel, und zwar in der letzterwähnten Zeit durchweg ohne die Beihülfe irgend welchen Credit-Institutes.

Dies sind indessen nur Vorbereitungen zu weit umfassenderen Bauerlandverkäufen, welche von einer großen Anzahl von Gutsbesitzern aus allen Theilen des Landes gegenwärtig in Angriff genommen worden sind. Die Bewerfstellung des Bauerlandverkaufes erfordert vorgängig die Erlassung eines gesetzlich auf 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage fixirten Proclames durch das livländische Hofgericht, in welchem sich alle diejenigen zu melden haben, welche wider die Ausscheidung des zu den proclamirten Gütern gehörenden Gehors- und Bauerlandes Einwendungen zu machen haben. Um die Erlassung solcher, den Verkauf des Bauerlandes bezweckenden Proclame haben seit dem 11. April d. J., an welchem der letzte livländische Landtag geschlossen wurde, bis Ende August 83 Rittergutsbesitzer nachgesucht, deren Besitzlichkeiten hier aufgeführt werden sollen, zum Nachweise dessen, wie allgemein das Land von dem Wunsche der Realisirung des bäuerlichen Grundbesitzes ergriffen worden ist. Die erwähnten Güter sind folgende:

Daiben, Schloß Cremon und Kipsal, Schloß Ermes mit Labarrenhof, Nurmis mit Annenhof, Urras, Guseküll mit Carlsberg, Schloß Raitau, Praulen, Lasdohn, Dickeln mit Waldamsee, Schloß Serben, Breslau, Kalnemoise, Lettin, Druween, Menzen, Saara, Taimola, Didriküll, Kersell, Meyershof, Immoser, Jensel, Alt- und Neu-Perst, Brinkenhof, Walguta, Schloß Randen, Schloß Tarwast, Königshof, Puderküll, Adsel - Koiküll, Schloß Jellin, Errestfer, Alt-Pigant, Kersel, Schwarzhof mit Raistewald und Pauska, Neuohof, Bremenohof, Groß-Johannishof, Alt-Boidama, Dwerlack, Moiselag, Kawershof mit Altenthurm, Ludenhof, Lunia, Pilsken, Allakliwi, Ellistfer, Maehof, Rojel, Terrastfer, Rasin mit Ayacondo, Eugden, Pollenhof, Wiffust, Korast, Immoser mit Werrester, Rappin mit Wöbs, Sommerpahlen, Jerwen, Mustel, Lühnen mit Petrimois, Karrasky und Schwarzhof, Kürbelschhof, Fistehlen, Schujen, Waidau, Posendorf, Drgishof, Mejküll, Judasch, Schöneck, Salisburg mit Jbden, Urbs, Regeln, Schloß Bersohn, Lubbert-Menzen, Zarnau, Stodmannshof mit Grütershof, Groß-Congota, Neu-Tennaflin, Ottenhof, Kleistenhof.

Das Bauerland, welches zu diesen Gütern gehört und das demnach zum Verkauf kommen soll, beläuft sich auf 1025 Haken, welche einen Durchschnittswerth von 12,300,000 Rub. repräsentiren.

Um diese Zahl in ihr volles Licht zu stellen, wird es nöthig sein, zu betrachten, welcher Betrag des Grundes und Bodens denn überhaupt durch

die freie Willensbestimmung der Privaten dem Eigenthumsverkauf durch die Bauern zugänglich gemacht werden kann.

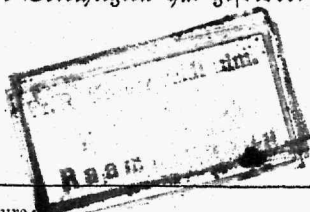
Wenn nach den oben für das Jahr 1864 gegebenen Daten über die Art der Nutzung des Bauerlandes der Gesamtbetrag desselben auf 551,090 Thaler oder 6888 Haken angenommen wird, so wird davon vor allem diejenige Quote in Abzug zu bringen sein, welche gemäß dem § 8 der Agrar- und Bauern-Verordnung von 1849 dem Hofeslande zugetheilt worden ist. Durch den Betrag derselben — 36 Poststellen Brustacker nebst Wiesen und Weiden auf jeden Haken — wird die Summe des Bauerlandes annäherungsweise auf 4600 Haken fixirt. Es sind ferner in Abzug zu bringen die hier noch nicht in Anschlag gebrachten Güter der livländischen Ritterschaft (60 Haken) und die Güter der Stadt Riga (120 Haken). Den Verkauf des Bauerlandes der ersteren hat der livländische Landtag dieses Jahres bereits beschlossen; ebenso hat die Stadt Riga sich in diesem Jahre für den Verkauf ihrer sämtlichen Bauerländereien ausgesprochen und dieserhalb, da der Verkauf von Immobilien städtischer Gemeinden der kaiserlichen Genehmigung bedarf, höheren Ortes Vorstellung gemacht. Es kommt ferner in Rechnung der Betrag des Bauerlandes auf den Gütern der Städte Wenden, Dorpat, Pernau und Fellin (53 Haken), die vornehmlich dem Beispiele Rigas folgen werden, sowie die Bauerländereien der Pastors- und Widmen (etwa 137 Haken), die ebenfalls nicht ohne höhere Genehmigung verkauft werden dürfen. Endlich ist das Bauerland der Fideicommissen (etwa 440 Haken) nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung noch als extra commercium stehend zu betrachten, indem die Unveräußerlichkeit des durch Familienstiftungen gebundenen Grundes und Bodens zu den Cardinalpunkten derartiger Stiftungen zählt.

Stellt sich sonach der Betrag des durch den freien Willen der Privaten veräußerlichen Bauerlandes auf 3790 Haken; befinden sich ferner gegenwärtig 245 Haken bereits im Bauereigenthume und sind für 1025 Haken die gesetzlich erforderlichen Vorbereitungen zum Uebergange in das bauerliche Eigenthum getroffen; so ergibt sich, daß eine weitere Verallgemeinerung des bauerlichen Grundeigenthums nur noch etwas über ein Drittel des obengenannten Bauerlandes — nämlich 2520 Haken — zum Gegenstande haben kann. Und auch diese Quote wird im Laufe weniger Jahre in die Strömung des Bauerlandverkaufs hineingezogen sein, wie dies nicht allein hinsichtlich einer großen Menge von Verkäufen, die noch nicht offiziell

geworden, bekannt ist, sondern wie es auch durch die allmonatlich zunehmende Zahl jener Proclamsgesuche behufs Ausscheidung des Bauerlandes bewiesen wird.

Was der Bauerlandverkauf in Est- und Kurland betrifft, so kann hier nur bemerkt werden, daß diese Frage für beide Provinzen eine verhältnißmäßig neue ist, daß gleichwohl aber in beiden ein erfreulicher Fortgang derselben ersichtlich ist. In Estland gab es vor nicht langer Zeit erst 17 Bauerhöfe, die in das Eigenthum der Bauern übergegangen waren; neuerdings mehren sich die Bauerlandverkäufe, wie die officielle Zeitung ausweist, von Tag zu Tage. In Kurland ist der Gesinde-Verkauf erst seit dem letzten Landtage praktisch geworden, und in der kurzen seitdem verflossenen Zeit sind bereits 100 Bauerhöfe in das Eigenthum der Bauern übergegangen. Allem Anschein nach wird die Sache dort einen sehr entschiedenen und günstigen Fortgang haben.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche die nationalen Laute gemißbraucht haben, um „die Brüder“ vom Gesindekaufe zurückzuhalten; abwarten sei jetzt die wahre Weisheit; vom Himmel werde ihnen zufallen, was ihnen jetzt gegen krause und langwierige Verpflichtungen geboten werde. Es gab einen Moment, wo das Volk durch jene Stimmen stutzig gemacht worden zu sein schien — aber bald gewann der gesunde Instinkt die Oberhand. Die Bedingungen, unter denen der Kauf angeboten wurde, waren mäßig; es erschien immerhin als ein Unnehmbareres, was durch Leistung gegen Leistung erworben wurde, als was mühelos — wer wußte es ob? und wann? — in den Schooß fallen sollte; und höheren Werthes schätzte der Mensch, was er durch den Einsatz seiner Person und seiner Habe als sein wohlerstrittenes Gut errungen, als ein Geschenk des blinden Glückes. Und frevelhaft ist wahrlich der Wunsch jener Stimmen, daß in eine Entwicklung eingegriffen werde, welche ihre Gewähr so augenscheinlich in sich trägt, eine Entwicklung, welche nicht ohne Arbeit, Sorge und Opfer mannigfacher Art von Seiten der bisher vorzugsweise Berechtigten hat gefördert werden können.



Redacteurs:

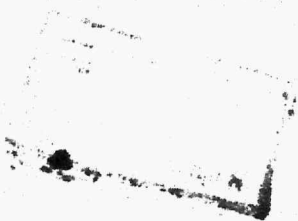
L. Bötticher.

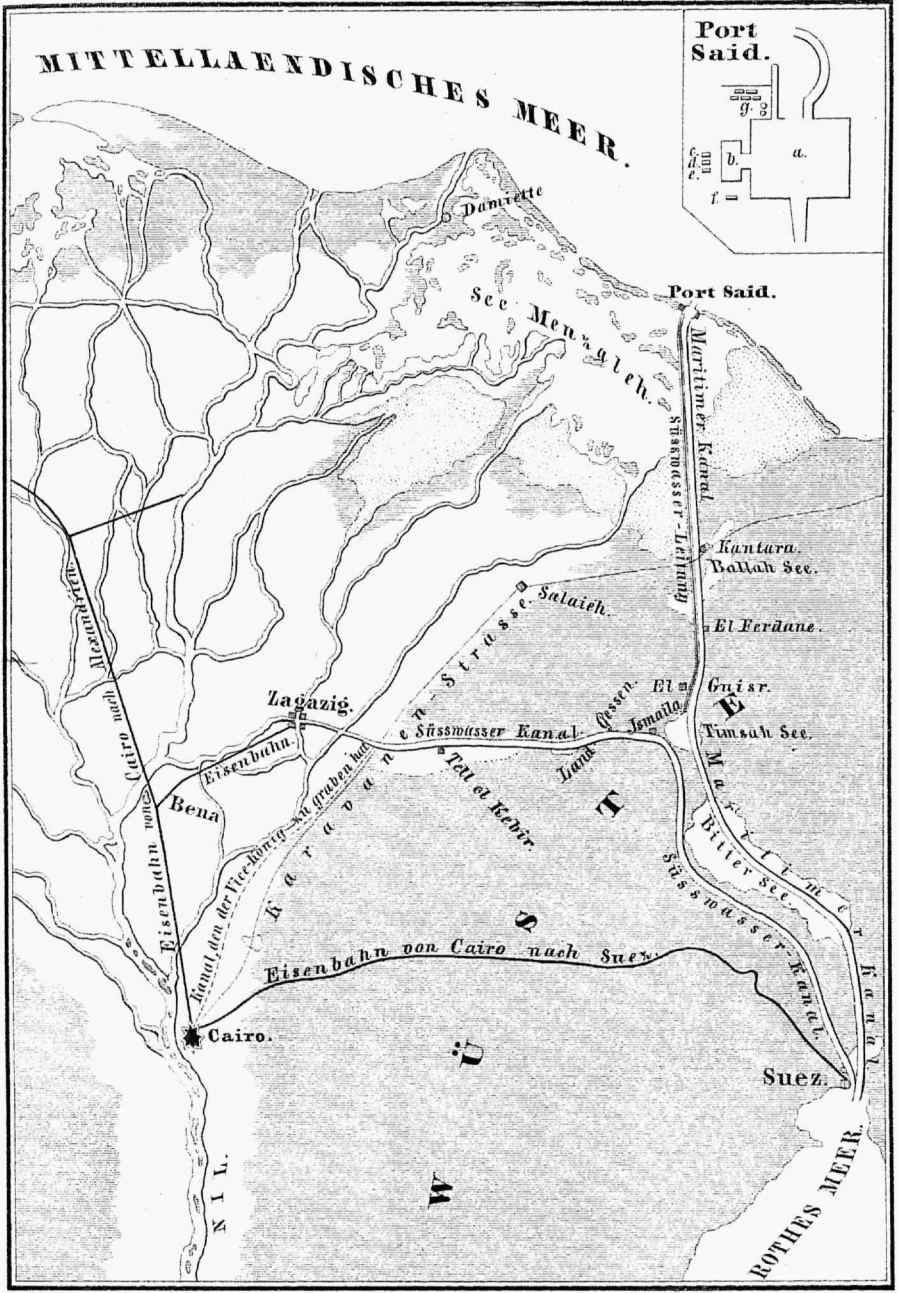
A. Baltin.

G. Bergholz.

Druckfehler im Juliheft.

- S. 69 Z. 10 v. u. lies Fatalismus st. Fanatismus.
" 71 " 9 " " ist nach zu streichen.
" 73 " 5 " o. lies Landärzten.
" 78 " 2 " " " Denkungsweise.
" 81 " 1 " " " meteorologische.





Port Said: a. Grosses Bassin, b. Bassin des Arsenal, c. Schmieden, d. Maschinen-Fabrik, e. Giesserei f. Magaxine, g. Pumpe u. Reservoir der Süßwasser-Leitung, und Leuchtturm.

Bücher-Druckerei (F. Teufel)

- Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome I—III. Paris 1859—60 rel. (22½ fr.) 4 R. 50 K.
Die Forts. kann dazu bezogen werden.
- " " Histoire de la civilisation en France depuis la chute de l'empire romain 4 vols. Paris 1856. d. veau 4 R. 75 K.
- " " Histoire de la civilisation en Europe depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française. 6. éd. Paris 1856. d. veau 1 R. 25 K.
- Hallam, H., The constitutional history of England. 10 ed. 3 vols. London (1850) cloth (2 £ 6 sh.) fine copy 6 R.
- Sinrichs, Die Könige. Entwicklungsgeschichte d. Königthums v. d. ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 2 Bde. 1853. (2¼ R.) 1 R. 25 K.
- Histoire de la révolution de Naples, p. l'auteur du voyage de Platon. 1807 40 K.
- Humboldt, A. de, Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. 2 éd. 4 vols. Paris 1825—27. d. veau. Neues Exempl. 6 R.
- Koch, Tableau des révolutions de l'Europe. 4 vols. Paris 1814. rel. (10½ R.) 2 R. 50 K.
Vol. IV., renfermant les tables généalogiques, manq. presque toujours.
- Rugler, F., Geschichte d. Baukunst. 3 Bde. Stuttg. 1859. M. viel. Illustr. (15 R.) 12 R.
- Las Cases, Comte de, Memorial de Saint-Hélène. 2 vols. gr. in 8°. av. planches, rel. 2 R.
- Männer d. Zeit. Biographisches Lexikon d. Gegenwart. 116 Bdg. in 4°. 1863 eleg. cart. (6 R.) 3 R.
Enthält über 1000 Biographien und Charakteristiken von Zeitgenossen.
- Rastus, G., Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt. 3. Aufl. 2 Bde. 1859. Mit 13 Illustr. u. 1 Farbendruck. Cttbd. (3 R. 40 K.) 2¼ R.
- Mazas, Alex., Saint-Cloud, Paris et Cherbourg. Mémoires p. s. à l'hist. de la révolution de 1830. 2 éd. Paris 1833. 50 K.
- Mémoires anecdotiques p. s. à l'histoire de la révolution française. 1801. 45 K.
- Micciché, M. P. de, Pensées et souvenirs historiques et contemporains. 2 vols. 1830. 75 K.
- Rovigo, Duc de, Mémoires p. s. à l'histoire de l'empereur Napoléon. 8 vols. Paris 1828. (9 R.) dem. veau 4 R. 80 K.
- Saint-Simon, Louis Duc de, Mémoires ou l'observateur véridique sur le règne de Louis XIV., et sur les premières époques des règnes suivants. 7 vols. Londres 1788--89. d. veau 4 R.
- Savigny, F. G. v., Das Obligationenrecht. 2 Bde. Berlin 1851--53 (4 R. 38 K.) 3½ R.
- Struensée et Brandt. Mémoires authentiques et intéressants, ou l'histoire des Comtes St. et Br. 1789 av. portr. 50 K.
- Taine, Mémoires du Duc de St. Simon 1856. 35 K.
- Thierry, A., Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours. 7 éd. 4 vols. Paris 1846. rel. en dem. veau 3 R. 60 K.
- Touchard-Lafosse, Souvenirs d'un demi-siècle 1789—1836. 4 forts vols. 1836, av. portr. 2 R. 50 K.
- Vattel, Le droit des gens. 3 vols. Neuchatel 1777. d. veau 1 R. 35 K.
- Zschokke, G., Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalansichten dargestellt. 4°. 2 Theile. in 1 Bde. Karlsruhe 1838. Mit 72 Originalansichten, in Stahlstich. (4¼ Rthl.) 3 R.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 31. August 1864.

Druck der Rivil. Gouvernements-Typographie.

Inhalt.

Erinnerung an Galiläi, von L. T. Kämz . . .	Seite 97.
Der Nil und der Suez-Kanal im Jahre 1864, von N. Gr. Stäckelberg	„ 125.
Wirthschaftliche Rundschau, von — n — . . .	„ 152.
St. Petersburger Correspondenz	„ 161.
Der Bauerlandverkauf in Livland	„ 181.

Die „Baltische Monatschrift“ erscheint jeden Monat in einem Hefte von sechs Bogen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 K., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.